

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 33. Jahrg. III

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

1878.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von Rudolf Lavant.

(Fortsetzung.)

Frau von Larisch war nicht geneigt, sich Wolfgang entschließen zu lassen. Sie glaubte mehr und mehr, einen tiefen Blick in sein Herz gethan zu haben, und nachdem er soweit aus sich herausgegangen war, ließ er sich wohl auch aus der letzten Verschanzung locken. Kam alles, wie sie wünschte und plötzlich hoffte, so schrak sie auch vor dem kleinen Wagniß nicht zurück, den verhängnißvollen ersten Schritt, zu dem er sich anscheinend nicht entschließen konnte, ihrerseits zu thun.

Sie mußte sich vor allen Dingen Gewißheit darüber verschaffen, wie Wolfgang innerlich zu Martha stand, ob nicht vielleicht aus ihr unbekannten Ursachen (und die Gründe, welche Liebende trennen, sind oft spinnwebdünn und spinnwebfein) eine Entfremdung zwischen den beiden eingetreten war. Lag eine solche Entfremdung vor, so galt es, sich dieselbe zu nütze zu machen, wiewohl sie daran, Wolfgang vielleicht für immer von Martha zu trennen, kein Interesse hatte. Vor einer ernstlichen Leidenschaft schrak sie ihrer ganzen Natur nach zurück; sie fand, da sie an Treue und Beständigkeit nicht glaubte, eine Frau bezahle solche Leidenschaften stets zu theuer — mit einem verwüsteten und ausgebrannten Innern und einem innerlich gebrochenen Sein. Dieser blonde Philosoph und Dichter vollends schien ihr ganz der Mann, pedantisch gründlich in einer Liebesleidenschaft zu sein, und deshalb fürchtete sie ihn, wenn er sie auch gerade durch diese Schwere und Einseitigkeit in seinem Wesen mehr reizte, als jeder andere Mann, den sie bisher kennen gelernt. Es peinigte sie, daß er fortwährend wie ein ungelöstes Räthsel vor ihr stand; sie versprach sich eine eigenthümliche, ironische Befriedigung von der Entdeckung, daß er nur durch einen fremdartigen Anstrich den Schein erhalte, anders zu sein, als die Männer, die sie bisher kennen gelernt; sie hatte sich endlich schon so manches mal gestanden, daß seine Unempfindlichkeit für ihre äußeren Reize und die Anmuth, Lebendigkeit und pridelude Geistreichigkeit ihres Wesens eine Beleidigung ihrer Eitelkeit sei; sie mußte ihn zu ihren Füßen sehen. Und dann? Jemum, sie traute sich das Geschick zu, eine kleine, pikante, heiße Täuschung mit ihm zu unterhalten und dieselbe abzubringen, sobald die Sache kritisch zu werden begann, sobald sie sich sagen mußte, daß sie anfangs, die volle sichere Herrschaft über sich selber zu verlieren. War die Liebe eines Poeten ein Lilienfeld voll perlenden Champagners, so wollte sie den Schaum wegnippen und das Glas dann beiseite

schieben; einer Frau von Geist und Erfahrung mußte das gelingen, und gelang es, so hatte sie das Buch ihrer Erinnerungen um ein ganz eigenthümliches Blatt bereichert.

Es klang ganz unbefangen, aufrichtig und ernst, als sie Wolfgang, nachdem sie geraume Zeit hindurch schweigend und nachdenklich neben ihm hergegangen war, wie mit plötzlichem Entschluß fragte:

„Haben Sie, als Sie so gleichmüthig und gefaßt von der Möglichkeit eines baldigen Scheidens von uns sprachen, auch an Martha Hoyer gedacht? Ich habe, offen gestanden, geglaubt, daß sie Ihnen nicht ganz gleichgiltig sei.“

Ihr scharfes Auge erkannte trotz der Dunkelheit, die rasch zugenommen hatte, daß Wolfgang jäh und tief erröthete. Das war ihr genug — sie hatte wirklich den wunden Punkt berührt.

Wolfgang erwiderte rasch, ungeduldig und herb: „Nun überlassen Sie mich heute Abend doch; daß Sie mir das imputiren würden, hätte ich mir niemals träumen lassen, und ich bin eigentlich sehr geneigt, zu fragen, ob Ihnen momentan kein anderer und besser motivirter Scherz einfallen wollte, wenn nun einmal um jeden Preis gescherzt werden mußte.“

Frau von Larisch unterdrückte mit Mühe ein Lächeln. Hätte sie offen sein wollen, so hätte sie sagen müssen: „Mein lieber Herr Hammer, vergessen Sie nicht, daß Sie es mit einer Frau, und zwar mit einer in Herzensdingen erfahrenen Frau zu thun haben. Wenn man beschuldigt wird, ein zärtliches Interesse für eine Dame zu hegen, ereifert man sich nicht, es sei denn, daß die Frage den Nagel auf den Kopf getroffen hat. Nun weiß ich, daß Sie in Martha erliebt sind, daß aber hier irgend eine verliebte Laune, irgend eine eingebildete Kränkung, irgend eine Empfindlichkeit, ein Skrupel oder eine Grille oder alles mit einander in schönem Bunde im Spiele ist. Sie sind nur ärgerlich, weil man Sie durchschaut, obgleich Sie wunderbar vorsichtig gewesen zu sein und Ihr Gefühl durch kein Wimperzucken verrathen zu haben glauben.“

Von alledem sagte sie natürlich nichts, aber Wolfgang empfand auf seinem Arme einen leisen Druck, der zur Noth zufällig sein konnte und der doch seinen Zweck nur um so sicherer erreichte. Sie hing sich fester in seinen Arm und näherte dabei wie absichtslos ihren Kopf seiner Schulter, so daß er dieselbe für einen Moment streifte, und dann sagte sie, voll zu ihm aufblickend:

„Nun ja, lassen Sie es einen Scherz sein. Martha ist ein sehr gutes Mädchen und kann einen etwas schwärmerisch angelegten jungen Mann auf den romantischen Gedanken eines Freundschaftsbündnisses bringen, aber Ihre Geliebte habe ich mir doch anders gedacht, sobald ich reiflicher über Ihre Stellung zu Martha nachdachte. Ich sage absichtlich nicht „Ihre Frau“ — ich kann Sie mir kaum verheirathet denken, und Dichter sollten vielleicht überhaupt nicht heirathen.“

Es war ein gleichgiltiges und wenig überzeugt klingendes: „Sie können Recht haben!“ das Wolfgang zurückgab. Die Ueber-eilung, die er begangen hatte, war ihm rasch zum Bewußtsein gekommen; es verdross ihn, daß er sich durch eine so abgebrauchte List oder — wenn keine Berechnung im Spiele gewesen war — durch eine Regung, wie sie höchstens einen noch halb kindischen Gymnasiasten beherrschen durfte, sein sorgsam gehütetes Geheimniß hatte entreißen lassen; er war ärgerlich über sich selbst, und dieser Unmuth machte ihn nicht bloß ungeduldig und kurz, sondern er übertrug denselben unwillkürlich auch auf die schöne Frau, die in der verführerischen Dämmerung an seiner Seite schritt und ihren Arm so fest auf den seinigen legte, ohne eine Ahnung von der anscheinend launischen und doch in Wirklichkeit so gut motivirten Wandlung zu haben, die sich in ihm vollzog.

Sie würde zu jeder andern Zeit die Veränderung in dem Tone Wolfgang's bemerkt haben, der es nie der Mühe werth hielt, sich zu verstellen und dem die Gabe der Verstellung auch nur in bescheidenem Maße zur Verfügung stand; jetzt war sie selber halb befangen und erregt, so daß ihr auch die leise ironische Färbung von Wolfgang's nächster Frage entging: „Und wie, wenn ich fragen darf, dachten Sie sich meine — Geliebte?“

Die Antwort erfolgte nicht sofort; es war, als habe Leontine ein Zaudern und Schwanken zu überwinden oder als suche sie nach den ihren Gedanken am klarsten wiedergebenden Worten. Ihre Stimme zitterte ein wenig, als sie endlich halb schüchtern sagte: „Sie sind von ernstem und nachdenklichem Wesen, — Sie neigen sogar zur Melancholie; Sie würden die schönste und befriedigendste Ergänzung in einer Frau von heiterem Sinn, von neckischem und witzigen Wesen finden, die genug von der Welt weiß, um ihr nicht naiv und unerfahren gegenüberzustehen, und die vielleicht gerade darum die Tiefe des Gefühls zu schätzen weiß, deren Sie fähig sind, und von der man in der Welt glaubt, daß sie sich höchstens auf der Schwelle des Jünglingsalters finde, wo sie Hand in Hand mit allerlei ungenießbaren und komischen Extravaganzen geht, die uns beim besten Willen nicht gestatten, uns ernstlich mit dieser unreifen Empfindung einzulassen.“

Es war selbst Wolfgang nicht möglich, zu verkennen, daß Frau von Larißch von sich selber sprach, aber diese Entdeckung hatte durch die vorausgegangene Erwähnung Martha's und durch den geringschätzig-spöttischen Ton, in dem sie erfolgt war, alles Gefährliche, Betäubende, Verwirrende und Verräthende verloren. Jene Worte, die ihm sein Empfinden für Martha zum Vorwurf machen zu wollen schienen, hatten ihn tief verletzt, und indem sie das Bild der Stillen, Innerlichen vor ihm auftauchen ließen, hatten sie zugleich den süßen, verlockenden Spott zerblasen, und er lief von diesem Moment an keine Gefahr mehr, von einer vergeßlichen und erklärlichen Wallung des warmen Augenblinks in eine Selbstvergeßlichkeit und Selbsttäuschung hineingelockt zu werden, die er am nächsten Tage bitter bereut haben würde; er hatte von jenem Augenblick an an seinem Stolz und an seinen Grundfäden einen starken Bundesgenossen wider die bestrickende Nähe der schönen Frau, deren Athemzüge er hörte und deren Berührung ihn mit entnervenden Schauern durchrieselte; ja, er empfand etwas wie Bitterkeit gegen sie, und den Wunsch, sich dafür zu rächen, daß er trotz aller Gegenwehr doch sinnlich in dem Bann ihres Wesens stand und mit aller Anstrengung gegen denselben ankämpfen mußte. Es war nur noch das Verlangen, sie zum Fallenlassen der Maske zu verleiten und sie dann zu demüthigen und ihr das feine Gewebe, das sie bereits halb über ihn geworfen, zerrissen vor die Füße zu werfen, das ihm die Worte diktierte:

„Ich kann und ich mag nicht leugnen, daß Sie da ein seltsam verlockendes Bild vor mir aufrollen, und daß mir um mich selber bange sein würde, nähme mir eine Frau, die diesem Bilde entspricht, jeden Zweifel darüber, daß ich ihrer Gegenliebe sicher sei. Nun, das ist ja aber nur eine akademische Unterhaltung; gesetzt, ich kenne eine Frau, die ganz so ist, wie Sie sich meine Geliebte denken, — das Zweite gehört darum doch in das Reich der Träume.“

Waren diese Worte mißzuverstehen? Frau von Larißch fühlte, wie ihr das Blut zum Herzen drängte; sie verlor die Fähigkeit, ihre Gedanken in das lose, trügerische Gewand des Scherzes zu kleiden und ihre überlegene Sicherheit ging in einer Erregung und Spannung unter, die sie ihrer besten Waffen beraubte. Sie konnte nur noch grade auf ihr Ziel losgehen und wählte auch, daß dabei keine Gefahr mehr sei. Es lag wie ein zärtlich-strafender, schmollender Vorwurf in dem Klang ihrer Stimme, als sie leise erwiderte:

„Wie kleinmüthig! Ich glaube zu wissen, wen Sie meinen; ich kenne diese Frau ebenfalls und zwar besser als Sie, — soll ich Ihnen sagen, wie Sie denkt? Sie hat sich von Anfang an für Sie interessiert, ihr Interesse ist unvermindert und es droht nicht einmal Ihrer Freiheit Gefahr von ihr, denn — eine testamentarische Bestimmung ihres verstorbenen Herrn Gemahls räumt ihr die Nutznießung seines Vermögens bis zu ihrem Tode nur unter der Bedingung ein, daß Sie sich nicht wieder verheirathet; schließt Sie eine neue Ehe, so fällt auch diese Rente an die Verwandten des Testators. Diese Bestimmung wehrt ihr die Verheirathung mit einem Manne ohne Vermögen, aber — ich traue ihr soviel Geist zu, diese von greifhafter Eifersucht diktierte Bestimmung dadurch zu umgehen, daß Sie wenigstens die Neigung eines Mannes annimmt, dem Sie ihre Hand nicht reichen kann. Diese Frau“, setzte sie ganz leise hinzu, „liebt Sie — nach meiner festen Ueberzeugung —, und ich glaube, Sie könnte von Momenten der Selbstvergeßlichkeit erzählen, in denen Sie, nur von ihren vier Wänden oder von der Stille des Waldes gehört, Ihnen zurief: Kommi!“ Sie hatte schon vorher, wie absichtslos und ohne daß er es zu hindern gesucht, ihren Arm leise aus dem seinen gezogen und dann war sie einen Schritt zur Seite gewichen und stehen geblieben; hätte er nur die leiseste Bewegung gemacht, so würde sie ihm die Arme entgegengebreitet haben.

Aber Wolfgang warf ihr nur einen halb forschenden, halb düsteren Blick zu und sagte so unbefangen, daß der ironische Beigeschmack seiner Worte auch für einen harmlosen Scherz gelten konnte:

„Ich muß Ihnen in diesem Augenblick einen Verdacht ab-bitten, den Sie glänzend widerlegen. Ich glaubte allen Ernstes, Sie seien tiefer Empfindungen nicht fähig, am wenigsten aber einer wahren Freundschaft. Sie müssen aber eine äußerst leb-hafte Zuneigung für diese Dame empfinden, von der ich, wenn ich Ihren Worten wirklich Glauben schenken muß, geliebt werde, denn Sie haben sich so lebhaft in ihre Situation hineingebacht und hineingefühlt, daß Sie dieselbe mit einer Lebendigkeit und Lebenswahrheit wiedergeben, die mich mit Bewunderung erfüllt. Darf ich Ihnen wieder meinen Arm bieten, gnädige Frau?“

Einen Moment regte sich in der so kalt Verschmähten und bitter Enttäuschten das leidenschaftliche Verlangen, Wolfgang's Arm zurückzustößen, aber es war nur ein Moment. Mit Blitz-eschnelle drängten sich in ihrem Kopfe die Gedanken, und mit der Erkenntniß, daß sie sich nur kompromittiren könne, wenn sie das beleidigte Weib herauskehre, fand die Weltkame auch ihre volle Sicherheit wieder. Später fand sich ja wohl eine Gelegenheit zur Rache, für den Augenblick mußte sie die tödtliche Kränkung verbergen und den Schmerz verbeißen, die Vergeltungs-lust unterdrücken. Sie legte ihren Arm wieder auf den Wolfgang's, freilich lange nicht mehr so fest, wie vorher; und erwiderte, wenn auch mit einem nicht ganz zu unterdrückenden leisen Beben der Stimme, bedeutungsvoll und beziehungsreich:

„Sie haben sehr Recht, Herr Hammer, das Herz spielt uns zuweilen, wenn Ort und Stunde dem günstig sind, sonderbare und höchst lächerliche Streiche, die wir bei kaltem Blut und klarem Sinn garnicht zu begreifen vermögen. Im vorliegenden Falle ist es um so unverzeihlicher, daß ich mich von meinem lebhaftesten Temperament zu einer kleinen Ueberschreitung des gesellschaftlich üblichen Tons hinreißen ließ, als ich wußte, daß Sie bei weitem weniger Temperament besitzen, und als ich mir im voraus hätte sagen können, daß die Dame, für die ich bei Ihnen mit weniger Geschick und Umsicht, als Eifer plaidierte, von Ihnen nichts zu erwarten hatte und daß unsere Unterhaltung doch lediglich eine akademische war.“

Wolfgang schien keine von den kleinen Malicen zu verstehen, die Frau von Larißch in diese Worte gepackt hatte, obgleich er jeden Stich fühlte. Er erwiderte ernst und ruhig:

„Ich bin weit davon entfernt, eine so spöttische Absicht gehabt zu haben, als Sie zu vermuthen scheinen. Die von Ihnen an den Tag gelegte Wärme des freundschaftlichen Gefühls für jene

Dame macht Ihnen in meinen Augen wirklich nur Ehre, ich bedaure sogar lebhaft, daß ich Ihre uneigennützigste Absicht zu spät errieth, sonst würde ich Ihnen mit einer Erklärung zuvorgekommen sein, die unser Gespräch vor dieser Abschweifung bewahrt hätte. Aber was wollen Sie? Ich bin in vielen Stücken ein ungelehter Bär, der seine angeborene Ungeflächtheit auch darin beweist, daß er für eine Liaison, wie die von Ihnen angedeutete, keinen Sinn und kein Verständniß hat. Die Grundsätze des Salons sind mir gleich fremd wie sein Ton, und auch in Liebesdingen habe ich wunderbar altväterische, pedantische und schwerfällige Maximen. Als ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts habe ich allerdings längst begriffen, daß eine Ehe im besten und edelsten Sinne des Wortes nicht bloß ohne den Segen der Kirche, sondern auch ohne die Sanction des Staats existiren kann, ich habe begriffen, daß ein Bündniß zwischen Mann und Weib keiner Formalitäten bedarf und daß es seine Heiligung durch die Tiefe, Wahrheit und Aufrichtigkeit der gegenseitigen Neigung erhält, ich habe begriffen, daß vom Standpunkt der reinen Moral aus Verhältnisse, über die die Welt die Nase rümpft und die Achseln zuckt, und von denen man in 'guter' und 'anständiger' Gesellschaft beileibe nicht sprechen darf, viel reiner und makelloser sein können, als Ehen, bei denen es ganz normal und wohlstandig herging, die der Beamte in seine Bücher eingetragen und über die der geistliche Herr seinen Segen gesprochen hat, — aber Ihrem scharfen Verstand wird es nicht entgehen, daß ich damit zwar Schranken niedergelassen, mir aber dafür neue aufgebaut habe, die viel schwerer zu überklettern sind, als die beseitigten. Schloß ich früher eine für alle Welt unangreifbare und 'Gott wohlgefällige' Ehe, wenn ich nur jene Bedingungen erfüllt hatte, die sich mit sehr unedlen Beweggründen meines Innern prächtig vertrugen, so hängt jetzt und vor dem Richterstuhl der neuen Moral die Giltigkeit und ethische Berechtigung einer Ehe von der Beantwortung der Gewissensfrage ab, ob es denn auch wirklich eine zwingende, aufrichtige, ehrliche Liebesneigung ist, die zwei Menschen zusammenführt. In dem von uns rein akademisch erörterten Fall muß die Frage zweimal verneint werden; davon, daß ich eine Liebesneigung für jene Dame empfinde, kann zu allernächst keine Rede sein, aber es ist nicht einmal die Möglichkeit vorhanden, daß in mir je eine solche Neigung entsünde, denn — die Dame liebt ja auch mich nicht oder vielmehr, sie dürfte wohl nur einer halben Liebe fähig sein. Ich habe ihre Neigung offenbar mit dem bequemsten, standesgemäßen Auskommen zu theilen, für das meine Liebe sie nicht entschädigen könnte, — liebte sie mich, so würde sie mit ihrem ganzen früheren Leben auch diese Rente über Bord, durch die ihr erster Gemahl sie selbst über das Grab hinaus an sich zu fesseln wünschte. Dazu aber, mich mit einem halben Herzen zu begnügen, bin ich nun doch zu stolz, und das hätten Sie wissen können, gnädige Frau."

Frau von Larisch war schweigend und mit geringschüssig aufgeworfener Lippe neben ihm hergegangen; ihre feinen Nasenflügel vibrirten, und als Wolfgang geendet, sagte sie, mit der Spitze ihres Stiefelchens einen kleinen Stein weit wegschnellend, ironisch:

"Es ist bitter schade, Herr Hammer, daß Sie nicht Professor geworden sind, — Sie würden Ihren aufmerksamen Zuhörern die lichtvollsten Exposés liefern, und die Hochschule, an der sie lehrten, würde um Sie beneidet werden. Ich erlaube mir gegen Ihre überzeugenden Deduktionen nur den einen schüchternen Einwand, daß Sie mit Ihren Anschauungen bezüglich der Liebe und der Ehe nicht sowohl ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts, als vielmehr ein voreiliger Vorläufer kommender Jahrhunderte sind, die mit überlegenem Lächeln auf unsere vorurtheilsvolle Beschränktheit herabbliden. Ob Sie dieses Bewußtsein auch noch in späteren Jahren darüber zu trösten vermag, daß Sie an der Gegenwart und an allem, womit sie Ihnen winkte, vorübergingen, weil sonst Ihr sublimes System zu Schaden gekommen wäre, muß ich dahin gestellt sein lassen. Einer Frau werden Sie leise Zweifel daran zugute halten müssen."

"Verzeihen Sie, gnädige Frau, wenn ich Sie gelangweilt habe, aber ich liebe keinen Tisch und wünschte, Ihnen Rechenschaft über meine letzten Beweggründe abzulegen, da mir, was Sie auch glauben mögen, daran gelegen ist, von Ihnen vielleicht für einen starren Prinzipmann, aber doch nicht für einen verdrehten Sonderling gehalten zu werden. Erst so rückt, was wir heute mit einander verhandelt haben, in die richtige Beleuchtung, und sollte an voller Klarheit nicht auch Ihnen gelegen sein?"

Sie waren mittlerweile wieder an der Pforte angelangt und Frau von Larisch nahm rasch ihren Arm von dem Wolfgang

und trat in den Park. Noch einmal hastete ihr Blick — der Mond war inzwischen emporgestiegen — an Wolfgangs Zügen, dann sagte sie:

"Ich gebe gern zu, daß wir zu voller Klarheit gelangt sind, und das hat seinen unleugbaren Werth. Zudem bin ich um die Erinnerung bereichert, einmal eine Stunde lang im Abenddunkel mit einem Doktrinär pur sang im Walde spaziren gegangen zu sein, — Sie werden es verzeihlich finden, wenn diese Erinnerung jedesmal ein Lächeln auf meine Lippen ruft."

"Gewiß nicht, nur wünsche ich, daß es kein bitteres sei. Ich werde von meinem Philosophenvorrecht Gebrauch machen, höchstens nachdenklich zu lächeln, und da Sie ja wohl kaum in Versuchung gerathen werden, von dem heutigen Abend gegen einen Dritten etwas zu erwähnen, so will ich Ihnen meinerseits ausdrücklich versprechen, ebenso zu handeln. Meine Lippen, gnädige Frau, sind versiegelt — (sollte auch darin ein Doppelsinn liegen? Frau von Larisch neigte zu dieser Annahme) auch für den Fall, daß meine Tage hier, wie ich vermute, gezählt sein sollten."

Diese leichte Mahnung an den Ausgangspunkt ihrer eigenthümlichen Unterhaltung brachte dieselbe zu Ende. Frau von Larisch drehte den Schlüssel um, gab ihm ein vieldeutiges: "Das letztere glaube ich jetzt allerdings selbst; Ihnen ist schwerlich zu helfen, Herr Hammer!" zurück, und war mit einem plötzlichen, wieder weich und bewegt klingenden, fast zögernden: "Gute Nacht, leben Sie wohl!" in der Dunkelheit verschwunden.

Wolfgang kehrte sich scharf, beinahe heftig um und führte die Linke langsam und nachdrücklich über die Stirn; dann sagte er halblaut zu sich selber:

"Wieder ein Feind! Es wird nicht lange mehr dauern und es ist vielleicht am besten so." Und er schritt auf weitem Umweg langsam seiner Wohnung zu.

Mit dem "Feind" irrte er aber doch. Leontine von Larisch war mindestens ein Feind, der das Feld räumte. Sie weinte in der Nacht, die diesem Abend folgte, zornige Thränen und zuckte bei jeder Erinnerung an die einzelnen Phasen dieses Gesprächs noch Wochen nachher zusammen, aber sie konnte sich, als der erste heiße Schmerz der erlittenen Demüthigung verwunden war, nicht verhehlen, daß sie sich die herbe Lektion selber zugezogen hatte, und einer unedlen, kleinlichen Rache war sie nicht fähig. Sie besann sich am nächsten Tage auf eine alte, dringende Einladung zu einer in Berlin verheiratheten Jugendfreundin, alle Vorstellungen und Bitten des Kommerzienraths und Emmys konnten sie an der Ausführung dieses plötzlich entstandenen Plans nicht verhindern, und erst im Frühjahr kehrte sie nach W. zurück. Bis dahin aber hatte sich viel geändert.

Wenige Wochen nach jenem Abend schon ergriff der Winter Besitz von den das Städtchen umschließenden Höhen und drang die Hänge hinab in's Thal vor. Die einsamen Ausflüge Wolfgangs, der seinen Bewohnheiten auch im Winter nicht entzagen mochte, und dessen Stimmung ganz danach angethan war, an grauen Novembernebeln und wirrem Flockengefüber Gefallen zu finden, mieden jetzt, wo er kaum noch Gefahr lief, unvermuthet Martha zu begegnen, die Höhe hinter dem Park des Kommerzienraths und den Hohlweg nicht mehr, in dem er Martha kennen gelernt, und eher hätte behauptet werden können, daß er diese Punkte mit einer gewissen Vorliebe aufsuche. Er würde freilich, hätte man ihm diesen Umstand neidend vorgehalten, behauptet haben, daß dies purer Zufall sei und völlig absichtslos geschehe.

Weihnachten war nicht mehr gar fern, als er an einem Sonntagabend, im Begriff, den Heimweg von einem eine Meile entfernten Dorfe anzutreten, von einem heftigen Schneesturm überfallen ward. Man rieth ihm aus einem der letzten Häuser des Dörfchens mit freundlichem Zuruf, ja auf der Straße zu bleiben, aber er schlug dennoch einen Feldweg ein, — es war, als übe der Hohlweg, den er auf diesem Wege berühren mußte, eine magische Anziehungskraft auf ihn aus, ja, als sei der weite Marsch, den er sich und Proud zugemuthet, nur ein Vorwand dafür gewesen, dem Hohlweg einen Besuch zu machen. Er achtete es kaum, daß der Sturm fortwährend an Festigkeit zunahm und daß er nur langsam vorwärts kam. Der feuchte Schnee, der sich bereits wie eine dicke Kruste schwer auf seinen flodigen Paletot gelegt hatte, ballte sich an den Sohlen und Absätzen seiner hohen Stiefel, und nur mit Anstrengung setzte er einen Fuß vor den andern. Die großen Flocken füllten seine Augen, vor die sie sich momentan wie

dichte, weiche Körper gelegt hatten, immer wieder mit Nässe, so daß er gezwungen war, die Lider halb zu schließen und nur zu blinzeln; er konnte ohnedies in dem dichten, grauen Gestöber nur wenige Schritte vor sich sehen und kaum noch Proud erkennen, der verdrießlich und schnaufend, mit gesenktem Schweiß durch den Schnee watete und von Zeit zu Zeit den mächtigen Kopf hob, um einen fragenden Blick auf seinen Herrn zu heften und dann resignirt seinen Weg fortzusetzen.

So kamen sie, standhaft gegen den heulenden Sturm ankämpfend, in den Hohlweg, der schon arg verschneit war und in

dem Wolfgang wiederholt bis an die Knie in lose Wehen versank. Unwillkürlich suchte sein Blick das Brombeergetrüpp, durch dessen stacheliges Gewirr er einst Martha in die Höhe zog; die kahlen Ranken ragten noch aus der weißen Hülle hervor, und er blieb einen Augenblick stehen, um — mußte es gerade an dieser Stelle sein, Freund Wolfgang? — Athem zu schöpfen. Er rückte die weiche Vibernmütze aus der Stirn und trocknete die großen Schweißperlen und die Nässe der von der Hautwärme geschmolzenen Flocken mit dem Taschentuche auf. Als er das ganz durchweichte Tuch wieder in die Brusttasche steckte, horchte er plötzlich auf.



San Marino. (Seite 395.)

Was war das? Er sah Proud nicht mehr, aber aus ganz geringer Ferne kam das dumpfe, freundige Gebell, mit dem er die Freunde seines Herrn zu begrüßen pflegte. Und als Wolfgang einige Schritte vorwärts gethan hatte, erkannte er durch das dichte Gestöber die Umrisse einer weiblichen Gestalt; Prouds buschiger Schweiß war in rascher Bewegung — wer konnte das sein?

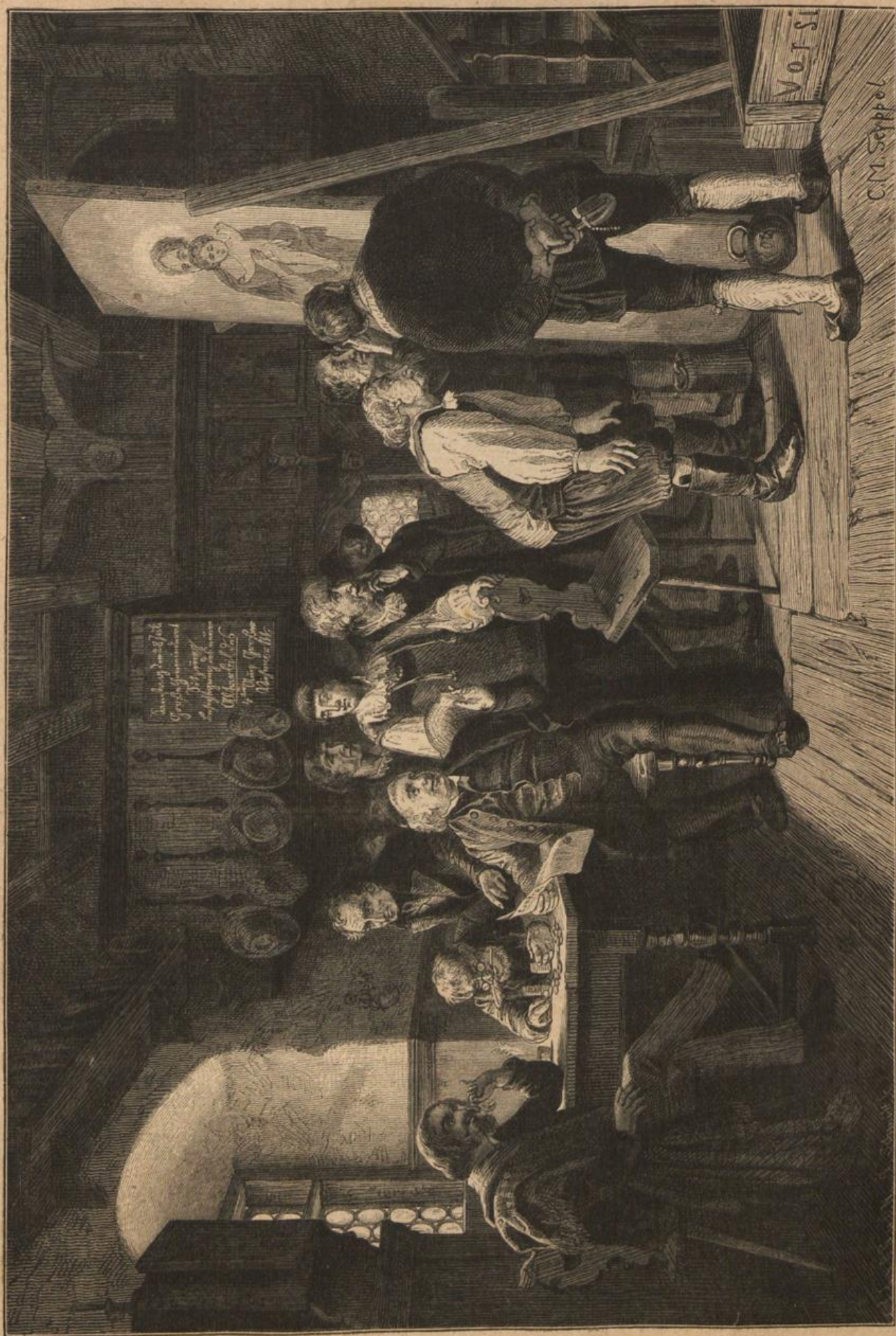
Der Gedanke „Martha Hoyer“ ward ebenso schnell mit einem unmutigen Kopfschütteln verworfen, als er gekommen war; wie konnte man nur auf einen so phantastischen Einfall gerathen? Und dennoch — wie hätte er Martha erkennen können? Halb in Freude, halb in Schreck war er im Nu neben ihr, und es war ein alle Verstellung verschmähendes, besorgtes und theilnahmvolles:

„Sie hier, Fräulein Hoyer, in diesem heillosen Unwetter?“, das er hervorstieß.

Sie war es in der That, erschöpft, halb bewusstlos, von dem ihr entgegenbrausenden Sturm an die Stelle gefesselt; ihre Kniee wollten brechen, und der Blick, der den Kommenden traf, drückte die vollste Hilflosigkeit und doch auch einen Herzensjubiläum aus, der wohl nicht bloß dem Retter, sondern zum guten Theil grade diesem Retter galt.

Sie versuchte, zu sprechen, aber der Sturm nahm ihr die mit schwacher Stimme gehauchten Worte von den Lippen und führte sie davon.

(Fortsetzung folgt.)



Das neue Astarbild. (Seite 395.)

Der Frühling einft und jekt.

(Schluß.)

Das pflanzliche Leben auf unserem Planeten begann mit niederen Wasserpflanzen, die noch ganz und gar der Blüten entbehren. Nichtsdestoweniger pflanzen sich die höheren Formen dieser Wasserpflanzen auch auf geschlechtlichem Wege fort, wobei das Wasser selbst, in welchem die Pflanzen leben, als Medium dient, durch welches sich die Geschlechtszellen vereinigen.

Aus Wasserpflanzen entwickelten sich im Verlaufe langer Zeiten durch allmähliches Abändern nach und nach wieder Sumpf- und Landpflanzen, bei denen die geschlechtliche Fortpflanzung immer noch unter Vermittlung des Wassers vor sich ging. Auch in der jetzigen Pflanzenwelt finden sich noch lebende Repräsentanten dieser blütenlosen vorweltlichen Flora, so z. B. Moose, Farnkräuter, Schachtelhalme und Bärlappgewächse. Erst verhältnismäßig spät entwickelten sich aus blütenlosen Gewächsen die niederen Blütenpflanzen der Vorzeit; es sind dies nachstamige Gewächse, Landpflanzen vom Charakter unserer Nadelhölzer, bei denen wir zweierlei Blüten antreffen: männliche Blüten, welche in besonders ausgebildeten Blättern eine Unzahl von kleinen Blütenstaubkörnern bilden, die als männliche Fortpflanzungszellen nicht mehr durch das Wasser, sondern durch den Wind vorgetragen werden und gelegentlich auf weibliche Organe gelangen, und weibliche Blüten, in denen an besondern Blättern die Samenknochen, d. h. die Anlagen für die eigentlichen Pflanzenamen gebildet werden. Die Samenknochen enthalten die weiblichen Fortpflanzungszellen, die Eizellen, welche erst zur Entwicklung gelangen, wenn sie von männlichen Fortpflanzungszellen, von den Blütenstaubkörnern befruchtet worden sind. Die eigentliche Befruchtung findet dadurch statt, daß Inhaltsbestandtheile der Blütenstaubkörner, welche letztere in einen Schlauch aus- und den Eizellen entgegenwachsen, in die Eizelle übergeführt werden.

Es ist selbstverständlich, daß von den zahllosen Blütenstaubkörnern, welche aus einer männlichen Blüte entleert werden, durch den Wind und die Schwerkraft ein großer Bruchtheil unnütz zerstreut wird und daß es als glücklicher Zufall bezeichnet werden muß, wenn von einer Million Blütenstaubkörnern nur ein einziges sein Ziel erreicht, nämlich auf die passende Stelle einer entfernt stehenden weiblichen Blüte gelangt und dort die Befruchtung vollziehen kann. Man hat in Gebirgsgegenden wiederholt beobachtet, daß zur Zeit, da die Tannen- und Kiefernwälder blühen, oft die Wasseroberfläche ganzer Bergseen von verloren gegangenen, durch den Wind hergetragenen Blütenstaubkörnern bedeckt und gelb gefärbt ist. Ein Gewittersturm nach längerer Windstille wirbelt aus den dunkeln Nadelwäldern ganze Wolken solcher Blütenstaubkörner auf und läßt sie an anderer Stelle als „Schwefelregen“ zur Erde nieder. Hier sehen wir die Natur noch sehr verschwenderisch zu Werk gehen: Zur Befruchtung relativ weniger Samenknochen werden tausend oder millionen mal mehr Blütenstaubkörner gebildet, als notwendig wären, wenn sie alle, jene männlichen Fortpflanzungszellen, durch andere sichrere Transportmittel auf die weiblichen Blüten übergetragen würden. Der Wind ist kein zuverlässiger Postillon d'amour; tausende von Liebesgrüßen verschleudert er in alle Richtungen, ehe er einen einzigen Gruß an die richtige Adresse abgibt.

Darum ist es begreiflich, daß diejenigen Pflanzen, welche zuverlässigere Boten in ihren Dienst zogen, vor den windblüthigen Brüdern im Vortheil waren, da sie nun nicht mehr jene Unmasse von Blütenstaub zu bilden hatten. Als solche zuverlässigere Boten der Liebe stellten sich die Insekten ein.

Manche windblüthige Pflanzen wurden von den Insekten aufgesucht, weil diese letzteren für sich und ihre Brut in dem zarten Blütenstaub eine kräftige und wohlschmeckende Nahrung entdeckten. Beim Sammeln des Blütenstaubes (Pollen) schwärmen die Insekten von Blüte zu Blüte und schleppen unabsichtlich und unbewußt an verschiedenen Körpertheilen anhängende Pollenkörner auch auf die weiblichen Blüten. Nun konnten diejenigen windblüthigen Pflanzen, welche regelmäßig von pollenjuchenden Insekten besucht wurden, des Windes als Boten der Liebe entbehren. Wenn sie nun auch nicht mehr so enorm viel Blütenstaub bildeten, so wurde die Befruchtung, respektive die Samenbildung doch vermittelt. Hiermit eröffnete sich für die betreffenden Pflanzenarten ein enormer Vortheil in der Richtung des ökonomischen Haushaltes; denn je weniger eine Pflanzen- oder Thierart unnütze Verschwendung treibt, desto kräftiger wird sie im Kampf um's

Dasein dastehen, desto sicherer in der Konkurrenz mit andern, verschwenderischen Pflanzen obliegen; denn das Prinzip der Erhaltungsfähigkeit einer Thier- oder Pflanzenart ist die Selbstsucht. Keine Pflanze bildet Blütenstaubkörner, damit sie den Insekten als Nahrung dienen können, ebensowenig, als unsere Kiefern und Fichten solche Unmassen von Pollen bilden, damit der Wind ein Spielzeug darin finde.

Wenn nun da und dort einige Pflanzen sich weiterhin so abänderten, daß sie innerhalb ihrer Blüten einen süßen Saft abschieden, der die Insekten für den Besuch belohnte, so war damit ein neues Moment in die lebende Natur eingeführt: der Insektenbesuch ward noch viel sicherer gesetzt; die Pflanzen zogen abermals Vortheil daraus. Bei der weiteren Entwicklung der Blumen- und Insektenwelt bildeten sich ganz gesetzmäßige Beziehungen zwischen der Form und Anordnung der einzelnen Blüthentheile einerseits und der Organisation des Insektenkörpers andererseits. Die Honigbehälter der Blumen erhielten jene Lage, welche das besuchende Insekt nöthigte, gewisse Bewegungen auszuführen, ehe es den Nektar kosten konnte. Diese Bewegungen sind nach gewissenmaßen derart, daß das honigleckende Insekt mit seinem Körper bald die blüthenstaubtragenden männlichen Organe berührt und zufällig oder gesetzmäßig Pollenkörner an seinen Körper aufnehmen, bald aber mit derselben Körperstelle die empfangnisfähigen weiblichen Organe einer andern Blüthe treffen und dort Befruchtung vermitteln muß. Und diejenigen Insekten, welche bei ihrem langsamen Entwicklungsprozeß sich mehr und mehr den honigabsondernden Blumen anpaßten, zogen ihrerseits daraus den Nutzen, daß sie bessere und reichlichere Nahrung fanden, als jene, die diese Anpassung an die Blumen versäumten. So sehen wir denn die Insekten den Blumen und die Blumen den Insekten angepaßt. Diese Anpassung — oft von scheinbar raffiniertester und weisester Durchführung — erscheint dem Naturforscher als Resultat der natürlichen Zuchtwahl.

Die meisten höheren Pflanzen besitzen gefärbte, oft weithin schimmernde Blumentronen; sie ziehen hieraus den Nutzen, daß sie von den honigjuchenden Insekten schon aus der Ferne bemerkt werden. Manche Blüten duften weithin; auch das Aroma ist eine den betreffenden Pflanzen allein nutzbringende Einrichtung; denn die Insekten nehmen auch vom Wohlgeruch Notiz und wissen ganz gut die duftende Blume zu finden, auch wenn diese mit ihren Blumenblättern nicht allzu sehr Aufsehen macht. In der Regel sind es auch nicht die glänzendsten und größten Blumen, welche am stärksten duften, sondern kleinere, unscheinbarere Blüten, welche durch ihr Aroma ebenso sehr ihre Freunde an sich locken, als jene großen nicht duftenden Blumen durch ihre glänzenden Kronblätter.

Die meisten höhern Blütenpflanzen bilden nicht eingeschlechtige, sondern zwittrige Blüten, in denen wir beiderlei Geschlechtsorgane, pollenbildende Staubblätter und samenknospentragende Fruchtblätter, antreffen. Die weiblichen Organe sind bei den bedecktsamigen Gewächsen in den Fruchtknoten zusammengewachsen; dieser bildet ein Gehäuse, in dem die Samenknochen mit den zu befruchtenden Eizellen liegen. Der Fruchtknoten ist häufig nach oben in ein stielartiges Organ, den sogenannten Griffel verlängert, welcher an seinem obern Ende sich verbreitert und eine feuchte Stelle bildet, die Narbe. Auf der Narbe wird der Blütenstaub festgehalten und zum Treiben der sogenannten Pollenschläuche veranlaßt. Die Pollenschläuche wachsen durch den ganzen Griffel hinunter bis in den Fruchtknoten, wo sie die einzelnen Samenknochen durch die Befruchtung der Eizellen zur Weiterentwicklung veranlassen. Die Samenknochen entwickeln sich nur dann zu keimförmigen Samen, wenn sie vom Blütenstaub-Schlauch befruchtet wurden.

Bis vor kurzem war nun aber noch allgemein die Ansicht verbreitet, daß bei den zwittrigen Pflanzen deshalb beiderlei Geschlechtsorgane in einer und derselben Blüthe gebildet werden, damit die Befruchtung möglichst sicher sich durch den Blütenstaub vollziehen könne, der in nächster Nähe des weiblichen Apparates gebildet wird. Allein seit dem Erscheinen des Darwinismus in der Entwicklungsgegeschichte der Naturwissenschaften hat sich diese Annahme als irrig erwiesen. Im Gegentheil hat sich herausgestellt, daß es eine Menge von Pflanzen gibt, bei denen trotz der Anwesenheit beiderlei Geschlechtsorgane in derselben Blüthe

niemals Selbstbefruchtung stattfindet, niemals stattfinden kann. Bei einer Menge anderer zwittriger Blütenpflanzen wirkt der Blütenstaub aus andern, fremden Blüten der gleichen Art schneller und kräftiger, als der eigene Blütenstaub. Wieder bei andern Pflanzen kann Selbstbefruchtung stattfinden; aber die Keimlinge, welche als Frucht dieser Selbstbestäubung entstehen, sind weniger kräftig, als Keimlinge, die durch Fremdbestäubung erzeugt wurden. Allerdings gibt es zwittrige Pflanzen, bei denen die Selbstbestäubung innerhalb derselben Blüte in der Regel stattfindet und keimfähige Samen erzeugt; aber diese Pflanzen bilden die kleine Minderheit, während andererseits eine größere Zahl von Pflanzen so abgeändert ist, daß der eigene Blütenstaub auf der Narbe nicht nur gar nicht befruchtend, sondern geradezu als Gift wirkt, so bei manchen Orchideen (Knabenfräutern) Brasiliens.

Es erweist sich also im allgemeinen selbst bei zwittrigen Pflanzen, die anscheinend hierfür extra eingerichtet sind, die Selbstbefruchtung weit weniger vorteilhaft, als die Fremdbestäubung. Die Vereinigung zu nahe verwandter Geschlechtszellen zur Erzeugung neuer Individuen erweist sich meist schon in der ersten Generation, wenn nicht in dieser, so doch häufig in den späteren Generationen als nachtheilig.

Darum wurden in dem langsamen Entwicklungsprozeß unserer Pflanzenwelt von der natürlichen Zuchtwahl im Kampf um's Dasein alle jene mannigfaltigen Abänderungen begünstigt, welche die Selbstbefruchtung innerhalb derselben Blüte verhindern und Fremdbestäubung ermöglichen oder geradezu zur Nothwendigkeit machen.

In der That ist es denn auch ganz erstaunlich, zu welchen Resultaten die natürliche Zuchtwahl innerhalb der Sphäre des Liebelebens der Pflanzenwelt gelangt ist.

Es ist ein Triumph des menschlichen Erkenntnisvermögens, dem alten Aberglauben und der naiven Weltanschauung in der Beurtheilung der Blumen- und Insektenwelt für ein und allemal die Berechtigung zur weiteren Existenz benommen zu haben. Wir wissen heute, wie es kam, daß das Weilchen in der Dornhecke solch wunderbaren Duft erhielt; wir wissen, was die farbigen Striche auf den Blumenblättern des Geraniums bedeuten — sie weisen dem honigsuckenden Insekt den Weg zum Nektarbehälter; wir wissen, warum die Wiesenjalbei zu jenem wunderlichen Hebel-

apparat gekommen ist, der bei jedem Besuch von Seite einer Biene oder Hummel den Blütenstaub auf den behaarten Rücken des honigsaugenden Insektes abstreift; wir wissen, warum die bei der Nacht sich öffnenden Blumen entweder sehr stark duften oder sich durch helle, leuchtende Farben auszeichnen; wir wissen, daß jedes Pflanzenhaar, welches gesetzmäßig an gewissen Stellen in der Blüte angetroffen wird, für Sein oder Nichtsein der betreffenden Pflanzenart den Ausschlag geben kann.

Die natürliche Zuchtwahl — fein mystisches, selbstbewusstes, zweckbewusstes, intelligentes persönliches Wesen, — die natürliche Zuchtwahl, das heißt: der ewig sich selbst wiederholende Ausleseprozeß des weniger gut Organisirten, das Siegen besser ausgestatteter Pflanzen und Thiere über andere Konkurrenten, die natürliche Zuchtwahl hat auch das allmächtige Liebeleben in Thier- und Pflanzenwelt nach ganz natürlichen Gesetzen zu jener Mannigfaltigkeit und Herrlichkeit entwickelt, welche uns der lachende Frühling so überwältigend zum Bewußtsein bringt.

Ist der Frühling deshalb minder schön, weil wir auf den Grund des Hüllhorns sehen, aus dem Frau Venus Blumen und Wohlgerüche und die Hochzeitskleider der Pflanzen- und Thierwelt und die tausend Melodien der singenden Vögel herauschüttet?

Wir haben uns als Kinder an die Märchen der Großeltern gewöhnt. Wir sind größer geworden und haben an ihrer Wahrheit zweifeln gelernt, und als wir erfahren, daß es eben nur Märchen waren, mit denen man unsere Kindesseele beschäftigte, da haben auch die Märchen ihren Reiz verloren und wir haben nach Wahrheit begehrt.

Nun schreitet die Wahrheit in Gestalt der blühenden Naturerkenntnis durch die Welt und vor den Strahlen ihres Lichtes schwinden die Nebel im Thale und auf feuchtem Wiesengrund, und die Säger im Walde singen uns doppelt schön, weil sie mit ihrem Sange um Liebe werben, und die Primeln leuchten doppelt freundlich und die Weilchen duften noch viel herrlicher als vorher; denn es ist die Liebe, welche sie verklärt, und die Boten dieser Liebe sind die summenden und taumelnden Bienen und Schmetterlinge, und alles, was im Lenze sich regt und lebt, athmet Liebe, Liebe aus jedem und für jedes.

Wer guten Willen hat, findet die höchste Ethik in der Natur, denn der Griffel, mit dem diese Ethik geschrieben ist, heißt Liebe.
Dr. A. D.-P.

Romödiantenfahrten zwischen Trapezunt und Finne.

Von Dr. Max Trautsl.

Aus gelbhäutigem Sumpfe ragt ein mächtiger Rundthurm empor, den, wie Küchlein um die Henne gelagert, niedrige wind-schiefe Häuser mit engvergitterten Fenstern umgeben — das ist die Kapitale des verschollenen Kaiserthums Trapezunt, das Trebisond der Griechen, um dessen Wiege die Sage ihren duftigen Blütenkranz gewunden, aber in den überlirrenden Straßen merkt man nichts mehr davon. Wie in den meisten Küstenstädten am Schwarzen Meer wurde auch hier die Kultur, welche im Mittelalter die Genuesen hierher getragen, unter türkischen Tritten zermalmt.

Zwischen halbverfallenen Moscheen und verwahrlosten Bazars (Verkaufshallen) wand sich unsere Künstlerkaravane durch fußtiefen Straßentoth zum Hafen. Trotz des phantastischen Aufputzes der Kameele, die mit dem theatralischen Flitterkram bepackt, den Zug eröffneten, wurden wir von niemand beachtet, denn die Matadore der Neugierde, der hungernde aber stets rosig gelaunte Schusterjunge und der ziellose Pflastertreter sind in den Straßen der orientalischen Städte unbekannte Größen. Auch der Moslem hat seine humoristische Ader, aber nach seiner Art, denn Kset emek, wörtlich „Laune machen“, heißt an einem gemüthlichen Ort Kaffee trinken und Tabak rauchen; deshalb geht der Türke nicht, sondern sitzt spazieren.

Der Hafen befand sich in demselben ausbesserungsbedürftigen Zustande wie die Stadt. Obzwar seit Jahren verhandelt, dachte die Hafenbehörde nicht an's Baggern; deshalb müssen Schiffe mit größerem Tiefgang auf der den Stürmen ausgesetzten Rhede ankeren. Eine längst an den Grenzen ihrer Seetüchtigkeit angelangte Schaluppe, die gar keine Passagierkabinen hatte, brachte uns zu dem türkischen Postdampfer „Nusretieh“, der glücklicherweise von einem englischen Renegaten (ein zum Islam bekehrter Christ) befehligt wurde und einen italienischen Koch am Bord hatte.

Wie ein spielender Wallfisch schaukelte sich das schwarze Schiffs- ungethüm auf der empörten Meeresfluth, und rasend heulte der Wind in seinem Tautwerk. Wer nicht den Muth besaß, auf der schwankenden Falltreppe emporzuklettern, wurde wie ein Waarenballen im Gurt hinaufgeloost. Unser Souffleur, der wahrscheinlich mit einer ungewöhnlich großen Dosis Rum seinen Magen für die Seekrankheit präpariert hatte, verlor auf der Treppe das Gleichgewicht, purzelte in's Wasser und hätte im Fallen beinahe eine alte, dicke Choristin in das unfreiwillige Bad mitgerissen. Nur mit Mühe wurde er unter dem Gefreisch der Weiber aufgefischt. Nach einigem Bürsten und Reiben in's Leben zurückgerufen, verwünschte er das wider Willen verschluckte Seewasser. Landsmann Koch brachte trockene Kleider, und mitleidige Matrosen sorgten für einen kräftigen Schluck Cognac.

Heute verbiente nur zu sehr das „schwarze“ Meer sein Beiwort. Dunkelwogend brandete seine donnende Fluth an den Schiffswänden, daß es über Bord spritzte. Doch auch die Gebirge winkten uns düsteren Abschied. Die Nebel stiegen aus ihren Thälern in dichten Massen empor, wie die Geister der Erschlagenen in Kaulbachs Hummenschlacht. Unwillkürlich fiel mir ein Gedicht von Bodensiedt ein, daß ich im Maleralbum auf der Fraueninsel im Chiemsee (Bayern) gelesen:

Die Wolken zogen trüb und trüber
Von der Gebirge Höh' herüber,
Bis sie des Sturm's Gewalt entschürzte
Und wilder Drang in's Flußbett stürzte.
Da ward ein Heulen, Jischen, Toben,
Es braust von unten, braust von oben,
Als ob die See zum Himmel stiege,
Der Himmel sich zur Erde neige.

Der Anker wird gelichtet, ein Glockenzeichen, ein Pfiff und ächzend hebt das Dampfroß an zu stampfen. Kaum haben wir die Brandungsbarre am Außenmolo passiert, als das Schiff mit dem in zweiter Auflage betrunkenen Souffleur um die Wette zu schwanken begann, und wir armen Landratten, obzwar nüchtern, brachten nach schmerzlichem Ringen den Meerögöttern reichliche Opfer dar. Wie hilflos ist doch der Mensch im Kampfe mit den Elementen. Der Kapellmeister mit dem Bariton und Bassobassone versuchten einen Tarock aber bald kanierten sie, in Plaisirs und Mäntel gewidelt, wie ein Häufchen Unglück unter dem Fohmaß; bekanntlich diejenige Stelle, wo es am wenigsten schaukelt, — aber für die Drei schaukelte es hier noch immer zu viel, denn ihre sonst röhlichen Nasen waren bedenklich erblaßt, ein Zeichen der nahenden Eruption. Der Souffleur, die geschenkte Schnapsflasche zärtlich an sein Herz gedrückt, lehnte am Rauchfang und machte mit seinem Schnarchen dem Sturmwind Konkurrenz. Die Choristen und Musiker, gleich Odysseus' Gefährten nach der durch die Circe bewerkstelligten Metamorphose, verkrochen sich essend und trinkend in die regengeschützten Winkel am Verdeck, um nach kurzer Zeit — auf Poseidon's Geheiß — leichenblaß und mit großen Umwegen zur Brüstung zu wanken und das Genossene über Bord zu speidiren. Der Verfasser dieser Skizzen schlich mit schlotterndem Gebein wie das böse Gewissen umher, denn auch ihm hatte die Seekrankheit mit trübem Schleier die Sinne umwunden und gleich Aqua tofana, dem schleichenden Gift, die Kräfte gelähmt. Der fettige Dunst der Maschine, der Auklid der in den unmöglichsten Stellungen zusammengekrümmten Kollegen gab mir den Rest. Die Einladung zum Mittagessen, welche der Stewart (Kellner) ein schiefbeiniger Neger, schwarz wie Ebenholz, mit gellender Stimme ausrief, klang mir wie qualifizierte Bosheit, denn mein mißhandelter Gaumen ließ nicht einmal einen Tropfen Wasser, geschweige die fünf Gänge der Table d'hôte zur Labung des brennenden Magens durch.

Nur zwei Männer blieben seefest und promenirten auf dem schwanken Deck als ob sie mailänder Trottoir unter den Sohlen hätten, der winzige Haut- und Knochenmann, Direktor Papanicola und der böhmische Trompeter Hrdlička, der wahrscheinlich statt des Magens einen Biertrug im Leibe hatte. Wenigstens berechnete der Umfang seiner Elephantentaille zu dieser Annahme.

Den weiblichen Theil der Gesellschaft verschlang der Orkus der Kajüte und gab ihn erst in der Gegend der Gartenstadt Bujukdere, dem Sommeraufenthalt der europäischen Gesandten am Bosporus, frei.

Als nach ununterbrochenem Stürmen die rasche Strömung (Teufelsfluth nennt sie der Türke), die vom Schwarzen Meer in die Propontis (Marmara-Meer) dringt, unser Schiff erfaßte, schwand wie mit einem Hauberkschlag die lähmende Wirkung der Seekrankheit, denn „das Wetter klarte auf“, wie die Seeleute sagen. Auch Frau Sonne hatte Mitleid mit uns und gab ihr Vollenincognito auf, um die steilen Uferfelsen und die paradisiischen Landzungen, die wie Blumenampeln auf den Wellen zu schweben schienen, zu vergolden. Die Segenspenderin lachte dem Erdenrunde, und ihr strahlendes Licht, ihre belebende Wärme hob unseren gesunkenen Pulsschlag.

Gesund zu sein ist nicht das höchste Glück auf Erden, sondern gesund zu werden.

Bald wimmelte es am Deck wie in einem Ameisenhaufen.

Der eine lief zur Damenkajüte hinunter, um sich nach dem Befinden der Frau und Kinder zu erkundigen, für deren Wohl und Wehe er in der Apathie gar keinen Sinn gehabt hatte; der andere griff nach Speise und Trank; die Matrosen verschwanden im Schiffsbauch, um Toilette für die Schönen des Phanar (Griechenviertel von Konstantinopel) zu machen; die Damen stiegen mit ihren Handarbeiten auf Deck, um, von Kindern umjohlt, sich an der Luvsseite des Schiffes niederzulassen, während die Männer peripathetisch mit sichtlichem Behagen die lang verschmähte Cigarre schmauchten.

Schon wölbt sich prächtig klarer Himmel über uns, doch vergebens späht das Auge am Horizont nach dem modernen Kalifenst, der Königin der Städte.

Konstantinopel ist wie Neapel und Venedig eine der Wunderinseln unserer Träume, aus denen uns Feenmärchen der Vergangenheit entgegenwinken und die Romantik unverbläßt unserer Phantasie ihren Tribut abliefern, aber wie alle orientalischen Städte nur aus der Entfernung, denn unter der unheilvollen Berührung der Söhne des Propheten ist aus dem einst so prächtigen Konstantinopel der griechischen Kaiser ein Bild der wüsten Zerstörung — das türkische Stambul — geworden. Alles was die Kunst und Wissenschaft hier an unermeßlichen Schätzen aufgehäuft, haben die Türken während der vier Jahrhunderte ihrer Herrschaft derart zerstampft und vernichtet, daß selbst jede Spur davon unrettbar verloren ging. Aus dem Schutte der Paläste, welche einst die Fierde und der Stolz des goldenen Byzanz, der Kapitale des oströmischen Reiches, waren, entstand das heutige Stambul mit seinen hölzernen, schmutzigen, fensterlosen Häusern, in übelriechenden, holperigen, engen Gassen, oder auf winkligen, unregelmäßigen Plätzen, welche alle insgesammt von Schmutz und Unrath starren und deren einzige Reinlichkeitsorgane die zahllosen halb verhungerten Hunde sind, deren Kadaver sie aber auch verpesten. Auf dem berühmten Almedanaplatz sind jetzt nur mehr die armeligen vereinzelter Ueberbleibsel der prachtvollen griechischen und römischen Monumente und Bauwerke sichtbar, welche hier einstens prangten. Von all der fabelhaften Herrlichkeit, welche hier geherrscht, ist nichts mehr zu sehen als ein unvollendeter Obelisk in der Mitte des Platzes, ein früher mit Kupfer bekleideter Pfeiler, der so prächtig war, daß er wie der Koloß von Rhodus für ein Weltwunder galt, und endlich ein dreifaches Schlangengewinde, dessen Köpfe aber nicht mehr vorhanden sind und das den Dreifuß von Delphi getragen haben soll. Die marmornen Stufen des Hippodrom sind verschwunden, der Raum hat durch schlecht gebaute Häuser sich um das Vierfache verringert und aus dem unebenen schmutzigen Boden sproßt hie und da eine Sykomore oder Platane hervor; es gibt nichts traurigeres als den schroffen Gegensatz zwischen dem Ernst und Zerstörung dieses Platzes. Hier giebt es keine Spur mehr von der Statue des Hercules Trihesperus, noch von jener der Liebe athmenden Helena und der berühmten Wagenlenker; fort sind der Gelftreiber von Aktium, die Wölfin des Romulus und Remus, das Nilpferd, die fliegenden Sphinxen und die zwei Ungeheuer Scylla und Charybdis; auch die Altäre des Zeus, Saturnus, Mars, der Venus, der Selene und des Merkur fehlen, dafür sieht man hie und da die schmutzige Bretterbude eines Kaffeewirthes auf dem mit Kehrstrich und Abfällen aller Art bedeckten klassischen Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sehnsucht nach Freiheit beim Thiere.

Von Dr. W. Goltzweiss.

Wie der Vogel, auf dessen Flügeln noch der Waldodem ruht, gefangen gehalten, angstvoll umherflattert, sein zartes Köpfchen gegen die Stäbe des Käfigs stößt, um wieder jene goldene Freiheit zu erlangen, in der er geboren — so läßt sich bei all' unsern Thieren eine Sehnsucht nach Ungeborgenheit beobachten, welche wunderbar genug ist, um die Aufmerksamkeit des Menschen zu erregen und seine Denkfraft zu ihrer Erklärung herauszufordern. Ja selbst jener Mensch, der alles zu ignoriren geneigt, was nicht seinen beschränkten und egoistischen Interessen dienen kann, wird durch das Phänomen der Wanderlust der Thiere, eine der außerordentlichsten Erscheinungen in der Natur, die eine Menge ungelöster Räthsel in sich birgt, auf das Thierleben aufmerksam

werden. Es ist nicht im Nahrungs- und Wärmebedürfnis allein begründet, es ergreift mit energischer Gewalt die sämtlichen Individuen der Thierart eines Landes, leitet sie auf den nächsten Wegen zu den Sammelplätzen und führt durch uns nur wenig begreifliche Verständigungsmittel, die allgemeine Uebereinstimmung, die Festsetzung des Tages und der Stunde der Reise herbei, es weist mit der Sicherheit der Magnetnadel die Wanderstraßen über Berg und Thal, über Flüsse und Meere nach den fernsten Gegenden, gibt ihnen die Kraft zu ungeheurer Anstrengung und erstaunlichen Leistungen, bei kaum vergönnter spärlichster Nahrung und Ruhe, und führt sie wieder zur bestimmten Zeit in die alte Heimath zurück. — Thiere, die sonst unabhängig von einander

leben, sich nicht um einander kümmern, werden, wenn die Wanderungszeit naht, von einem Geiste der Zusammengehörigkeit ergriffen, ordnen sich in regelrechte Schaaren und unterwerfen sich mit blindem Gehorsam der Führung einiger Individuen, von welchen man nicht begreift, durch welche Mittel sie erkoren wurden, die Führer zu sein.

Der Wanderungstrieb erregt im Vogel eine fieberische Unruhe, bei Wärme und reichlicher Nahrung flattert er im Käfig schlaflos die Nächte hindurch, und der Kuckuk und manche andere Vögel sterben, wenn man sie vom Wandern abhält.

Alle diese Erscheinungen treten am deutlichsten bei den regelmäßigen periodischen Wanderungen ein, fehlen aber auch zum Theil nicht bei den unregelmäßigen durch Umstände bedingten und bei jener von Ost nach West gehenden, im Laufe des Jahrtausend sich vollziehenden, durch welche Europa einen Theil seiner Thierbevölkerung erhalten.

Doch genug einweisen hiervon, ich wollte von recht nahe liegenden Beobachtungen sprechen!

Gibt es ein anmuthigeres, eleganteres, zarteres Thier, als unser einheimisches Reh? Dieses überaus zierliche, fein geformte Köpfchen mit den gutmüthigen Augen, sind sie nicht geschaffen, um sich daran zu ergötzen, wären sie nicht werth dieses Thierchen zum geliebten Gespielen des Menschen, zum getreuen Hausthier zu machen?

Es ist eine eigenthümliche Poesie in dieser Thiergestalt, die jeden anheimelt, sei es, daß er so glücklich ist, sie zwischen den Zweigen des Waldes zu erblicken, oder ihr gezähmt in einem Thiergarten zu begegnen. Man begreift den Dichter, der diese Thiere in Verbindung bringt mit zarten Jungfrauen, es liegt in dem ganzen Geschöpfe etwas mädchenhaftes, unschuldiges, das diese Ideenverbindung rechtfertigt. Jung eingefangen und vom Menschen gezogen wird das Reh außerordentlich schnell zahm, es folgt seinem Pfleger auf Schritt und Tritt, so gut wie ein Hund, wenn es aber älter wird, ändert sich dieses Verhältniß sichtbar. Während das weibliche Reh seine ursprüngliche Zahmheit noch behält, bricht in dem Bock die wilde Natur hervor, es ist, als ob plötzlich ein böser Geist in ihn gefahren wäre, seine Zahmheit verwandelt sich in Dreistigkeit, er hat die Furcht vor Menschen verloren, und folgt seiner wilden Kampfbegier. — So oft man auch die Zähmung der Rehes versucht hat, soviel Liebe und Sorgfalt auch auf dieses Thier verwendet wurde, immer und immer scheiterte der Versuch der vollständigen Zähmung in der Gefangenschaft, die Sehnsucht nach Freiheit bricht in einer unbeschreiblichen Weise hervor und erfasst das liebe Thier. So ist es eine längst konstatierte Thatsache, daß das Reh, selbst dann, wenn es in einem noch so großen Park eingefriedigt ist, einem scheinbar ganz uneingeschränkten

Naturleben überlassen ist, nicht gedeiht. Man kann hierfür durchaus keine stichhaltigen, materiellen Gründe anführen; selbst dann, wenn man ein als Lieblingssort des Rehes bekanntes Gehölz, in welchem es alle zu seinem Gedeihen notwendigen Bedingungen anerkanntermaßen findet, mit einer Einschränkung versieht, fängt es an zu verkümmern. Krankheiten befallen es, und wenn ein solcher Rehtand auch in glücklichen Verhältnissen nicht zum Aussterben kommt, so fehlt die natürliche Fortentwicklung, die das Reh in der gänzlich ungebundenen Freiheit zeigt. Fragen wir nun nach der Ursache, so bleibt uns nichts anderes übrig, als anzunehmen, daß dem Rehe jenes ungezähmte Freiheitsgefühl innewohnt, das jede und sei es selbst die weiteste Grenze als eine Einschränkung seines persönlichen Selbstbestimmungsrechtes empfindet, — ein Gefühl, das uns nur noch bei einem Thiere in so greller Weise entgegentritt, nämlich bei unserer Kreuzotter, die in der Gefangenschaft nicht nur jede Nahrung verschmäht, sondern sogar bei der Gefangennahme ihren Mageninhalt ausspeit, um sich so schnell als möglich dem Hungertode zu weihen. — Mich erinnert das Reh lebhaft an ein Volk, das gleichsam ein Fluch über die Erde treibt, das nirgends heimischen Boden unter den irrenden Füßen hat, an das räthselhafte Volk der Zigeuner, dieses Volk, das mitten im Herzen der zivilisirten Welt alle Mühen und Gefahren des ungebundenen Umherschweifens dem ruhigen Leben an der Scholle und des Lebens Einerlei, das den einen Tag so wie den andern spinnt, vorzieht; in beiden ist es das Freiheitsgefühl, das Bewußtsein, frei zu sein, das es verschmäht, sich in goldene Fesseln schlagen zu lassen, die Festigkeit des Charakters, die freilich im Kampfe um's Dasein den Kürzeren zieht, weil sie das Prinzip der Civilisation, nämlich das der Vergesellschaftung, verschönt, die aber nichtsdestoweniger unsere volle Achtung verdient.

Die Geschichte des Rehes übrigens und die Betrachtung des Verhältnisses, in welchem dieses Thier zum Menschen steht, gibt uns Aufschluß über wichtige Beziehungen, die zwischen den Menschen einerseits und der Thierwelt andererseits statthaben, und das Verhalten der einheimischen Thiere in der Gefangenschaft gegenüber dem der Thiere anderer Zonen läßt uns Schlüsse ziehen auf die Gestaltung und Entwicklung des Thierlebens im Laufe der Zeiten. So ist nichts so unbedeutend, kein Verhältniß so geringfügig, daß wir nicht aus ihm lernen könnten und jedes Thier, wenn wir seine Naturgeschichte, wenn wir seine historische Bedeutung erforschen, ist im Stande, uns eine Leuchte aufzustrecken auf dem Wege zur Erkenntniß des organischen Lebens. — Die Sehnsucht frei zu sein, ruht tief in jedem seelischen Wesen, sei es Mensch oder Thier! Es ist ja ein göttlicher Gedanke „frei zu sein!“ ob schon der Dichter sagt: „Frei sein ist nichts, aber frei werden!“

Weltausstellungsbrieft.

II.

Paris, Ende April 1878.

Von den meisten Besuchern einer Weltausstellung wird diese nur als ein großartiges Vergnügungsschauspiel betrachtet, ihnen zuliebe wird das Unternehmen mit Pomp und Prunk in Szene gesetzt, die unendliche Kosten verursachen. Ich bin überzeugt, wenn es einer Regierung einfallen würde, in irgend einer kleineren Stadt eine große Bretterbude zu errichten und in derselben die Ausstellung abzuhalten, ohne besondern äußern Glanz; nicht 2 Prozent der Besucher, die jetzt hier erwartet werden, würden sich einfinden. Das ist sehr begreiflich, denn nur wenige, die ein wirkliches Interesse an der Ausstellung haben, sind pekuniär so situiert, daß sie ihrer Belehrung wegen eine weite Reise machen können; diejenigen, welche es können, würden, falls der Anziehungspunkt der Ausstellung wegfiel, doch reisen. Daß die Regierung und besonders die Geschäftswelt von Paris nicht anders denken und die Ausstellung nur als eine temporäre neue Pflanze von Paris betrachten, beweisen die vielfachen Vorbereitungen und Projekte, welche mit der Ausstellung eigentlich nichts zu thun haben. Die Hauptsache ist und bleibt eben das Geschäft und das Vergnügen in Paris. Die Fremden werden in beide hineingezogen und müssen durch ihre Einkäufe die Summen, welche ausgegeben, verdreifacht und verzehnfacht den pariser Geschäftsleuten wieder einbringen. Ich bin kein prinzipieller Gegner der Weltausstellungen, aber fest scheint es mir doch zu stehen, daß der mit der großen Banke ausgetrommete Nutzen einer solchen für die meisten Besucher ziemlich gleich Null ist. Da kommen die Fremden von allen Enden der Welt, laufen ein paar mal durch die Ausstellungsräume, finden dies niedrig, dies amüsant, dies esprituell, gehen dann ihren Vergnügungen in der Stadt nach und reisen wieder ab. Wer früher schon mehrere Ausstellungen besucht hat, ist noch vom vorigen

male des Anstarens und Anstaunens müde und richtet sein Augenmerk auf die Nebensächlichkeiten, wie z. B. auf den Ausstellungspark, die einzelnen Gebäude, welche doch nur den Raum für die eigentlichen Ausstellungsgegenstände hergeben, auf die Restaurationen, die Musikaufführungen etc. etc. Wenn nur das Ganze einen recht großartigen Eindruck macht, wenn sich daselbst nur recht viel „Welt“ versammelt und alles ringsumher von morgens früh bis abends spät in Reichthum und Genuß schwelgt, dann sind die meisten Besucher schon zufrieden. Ist's da ein Wunder, wenn die Ausstellungskommission für die Schale mehr besorgt ist, als für den Kern? Leider scheint die diesmalige Weltausstellung mehr als früher nur für jene Genußsüchtigen eingerichtet zu werden. Ich habe mich schon seit längerer Zeit durch Bücher und Zeitungen, sowie durch eigne Prüfung mancher Gegenstände, die ausgestellt werden, überzeugt, daß die Weltausstellungen mehr und mehr zu einfachen Jahrmärkten — allerdings in einer kolossalen Ausdehnung — hinabsinken, zu Märkten, auf welchen stets dieselben Dinge feilgeboten und von der Furch decorirt werden. Wenn sie so schnell auseinanderfolgen, wie in letzter Zeit, 1867 in Paris, 1873 in Wien, 1876 in Philadelphia, 1878 in Paris und künftig 1880 in Rom, so verfehlen sie gänzlich den hohen Zweck, eine Kontrolle des Fortschritts der internationalen Industrie zu schaffen und dadurch den Schöpfungsgeist und Unternehmungssinn des arbeitenden Volks anzuregen. In so kurzen Zwischenräumen, wie die, welche oben angegeben, wird aber unmöglich ein Fortschritt zu erkennen sein, und, was schlimmer ist, der ruhige Gang der Entwicklung in der Arbeit der Völker wird durch die speziellen Vorbereitungen auf die Weltausstellungen gestört.

Aber was hilft es, diese Betrachtungen anzustellen, da die Weltausstellung nun einmal vor der Thür steht? Der ehrenvolle Auftrag, der mir geworden, den Lesern der „Neuen Welt“ über jene Bericht zu erstatten, geht nicht dahin, die Inopportunität und andere Mängel zu beklagen, sondern vor allen Dingen das wahrhaft Aufbringende, welches

auch die bevorstehende Weltausstellung zeitigen wird, mit Ernst und gutem Willen ausfindig zu machen und zu beschreiben. Bekümmern wir uns also nicht um jene Menge von Neugierigen, sondern suchen wir denen ein anschauliches Bild zu geben, die von einer Weltausstellung wirklich etwas lernen wollen.

Unser vorwiegendes Interesse werden wir der Industrie zuwenden, die bestimmt ist, das gesellschaftliche Leben aller Völker angenehmer und glücklicher zu machen. Wenn auch bis jetzt die Segnungen der Industrie nur wenigen ganz und voll zugute kommen, so wird — hoffentlich bald — eine Zeit kommen, in welcher die große Menge des Volks, insbesondere auch die Arbeiter, an denselben gleichmäßig Theil haben werden. Die Früchte der Industrie sind zum großen Theil für uns bis jetzt noch verbotene, — wir dürfen sie nur ansehen, bewundern und beurtheilen. Aber dies können und dies müssen wir, auch müssen wir willig arbeiten daran, daß ihrer immer mehr werden, im Hinblick darauf, daß wir ein moralisches Eigenthumsrecht auf sie haben, welches sich einst in ein thatsächliches verwandeln wird.

Innerhalb der Industrie werden wir wiederum unser Hauptaugenmerk auf die Kunstindustrie richten, deren Betrachtung mit Rücksicht auf ihre Entwicklung besonders geeignet ist, Hinweise und Fingerzeige auf die Zukunft zu geben. Sie ist es auch insbesondere, welche innerhalb der Industrie die Bildung, den Geschmack und die Lust an der Arbeit vergrößert und verfeinert. Da wir später uns mit den Erzeugnissen derselben vielfach zu beschäftigen haben, so wird hier als Einleitung eine kurze Betrachtung des Wesens derselben wohl am Platze sein.

Die Zusammenfügung des Wortes „Kunst-Industrie“ weist auf das Wesen dieser Arbeitstätigkeit deutlich hin, bedarf aber dennoch einiger Erläuterung. Kunst und Industrie scheinen zwei Pole zu sein, die sich nimmer berühren können. Kunst wirkt zwar in einer höhern Weise mittelbar auch nützlich, aber diese Nützlichkeit ist weit entfernt, identisch zu sein mit dem direkten praktischen Nutzen, welchen die Industrie erzeugt. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Werke der hohen Kunst keinen praktischen Zweck haben, sie wollen einzig und allein das Schönheitsgefühl befriedigen; das Gewerbe hat hingegen die Aufgabe, den praktischen Bedürfnissen der Menschen zu dienen. Gelingt es, beide mit einander in einem Arbeitsprodukt zu vereinigen, so wird — um mich vulgär auszudrücken — der betreffende Arbeiter zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Der Gegenstand wird nicht nur allein irgendein praktisches Bedürfnis befriedigen, sondern auch temporär oder dauernd durch seinen Anblick das Herz des Besitzers erfreuen. Das ästhetische Schönheitsgefühl wird heute — so kann man wohl sagen — fast allen Mitgliedern der civilisirten Gesellschaft angeboren, wenn es auch bei dem einen schwach, bei dem andern stark ausgebildet ist. Greifen wir ein Beispiel aus dem alltäglichen Leben heraus. Wenn bei einem Familienfeste ein Kuchen oder eine Torte den Tisch zieren soll, so ist gewiß erste Bedingung, daß die Torte gut ausgebacken und geschmackvoll in der Würze ist, aber wird, wenn diese Bedingung erfüllt ist, nicht ein jeder es auch gern sehen, wenn die Torte eine hübsche, runde Form hat und der Zuckerguß sich in leuchtenden Farben präsentirt? Wird nicht eine Tasse dem Besitzer lieber sein, wenn sie aus feinerem Porzellan und mit Blumen bemalt ist, als wenn ihr jede Farbenzierde fehlt?

Bei allen Völkern, selbst den uncivilisirtesten, hat sich, soweit das Gedächtniß der Menschen in's Alterthum zurückreicht, das Bestreben gezeigt, die den Bedürfnissen dienenden Gegenstände nach dem jeweiligen Geschmack der Besitzer zu zieren. Die fast nackt einhergehenden Neger suchten z. B. schon früh dem Schurzfell, welches sie um die Hüften banden, eine nach beiden Seiten hin symmetrische Form zu geben und zogen ein buntfarbiges dem einfarbigen Fell vor. Die Indianer Amerikas zieren ihre Mocassins (primitive Schuhe aus Thierfell) mit bunten Klebeflecken. In diesem Bestreben sehen wir die ersten Symptome der noch kaum gebornen Kunstindustrie. Sie beruht demnach auf einem Sinn, der dem Menschen von Natur angeboren ist, und weil dies der Fall, hat der Mensch die Verpflichtung, dieselbe immer weiter auszubilden und zu pflegen, denn der Fortschritt der allgemeinen Kultur beruht einzig und allein nur in der immer größeren Verfeinerung und Befriedigung unsrer angeborenen Neigungen.

Aber von der Zeit, in welcher jene ersten Symptome des Schönheitsfinnes wahrgenommen werden, bis zu dem Augenblick, wo die kunstindustriellen Neigungen den Menschen klar bewußt wurden und sich Leute fanden, die einerseits Gebrauchsgegenstände im Hinblick auf schöne Form und Farbe arbeiteten und andererseits solche Gegenstände den roheren Produkten vorzogen, hat erst eine lange, unendlich lange Reihe von Jahren verstreichen müssen. Die Kunstindustrie konnte nicht eher ein Gewerbe werden, als bis sich die Industrie einerseits und die Kunst andererseits zu einem gewissen Grade entwickelt hatten. Und alle beide gingen ihre eignen Wege, die weit auseinander zu führen schienen. Die Kunst schuf Gemälde und Statuen, die den praktischen Bedürfnissen nicht die geringste Befriedigung gewährten, die Industrie erfand und vervollkommnete hingegen nur in Beziehung auf die letzteren. Seltsam erscheint es zwar, daß sich bei den meisten Völkern die zwecklose Kunst schneller und einseitiger entwickelt hat, als der ästhetische Geschmack des Industriearbeiters; aber es ist leicht erklärlich, denn sobald in einem Volke der Klassenunterschied von Reich und Arm sich ausgebildet hatte, lag die Industriearbeit in den Händen der Wenig- oder Nichtbesitzenden. Wo sollten diese Zeit und Mittel hernehmen, um an ihren Erzeugnissen

Zierrathen anzubringen? Die Reichen und Wohlhabenden dagegen, welche nicht mit ihren Händen industriell arbeiteten, wandten ihr Interesse naturgemäß mehr den Erzeugnissen der Kunst zu, die nicht zu gleicher Zeit den gemeinen Bedürfnissen dienen, sondern lediglich nur das Auge erfreuen. Die Industrie war in ihren Augen nichts als eine nothwendige Arbeitstätigkeit des armen Volks, welches ihrer Meinung nach keinen Geschmack hatte. So erklärt sich die merkwürdige Thatsache, daß es fast bei allen Völkern eine Zeit gegeben hat, in welcher die Kunst blühte und die Kunstindustrie brachlag. Da umgaben sich die Wohlhabenden mit kostbaren Gemälden und Statuen, die, wie z. B. die griechischen, noch jetzt als Muster der Skulptur angesehen werden, während die Gebrauchsgegenstände in Form und Farbe gradezu häßlich waren. Aus dieser Thatsache erhellt, daß das Steigen und Sinken in der Entwicklung der Kunstindustrie zu gleicher Zeit untrügliche Anzeichen der geringeren und größeren Klassenunterschiede in einem Volke sind. Wo Reichthum und Bildung sich gleichmäßig in einem Volke vertheilten, da war auch Zeit und Geld für die Handwerker vorhanden, ihren Geschmack zu veredeln; wo Reich und Arm sich schroff gegenüberstanden, verfiel die Kunstindustrie.

Aus dem Gesagten ersieht wohl jeder, wie wichtig es ist, sich über die Fortschritte der Kunstindustrie zu unterrichten. Bei einer internationalen Weltausstellung in großem Stile, wie die bevorstehende, wird sich die beste Gelegenheit dazu bieten.

Ich denke in diesem Augenblick an die internationale Konkurrenz der Kunstindustrie in Philadelphia und erinnere mich mit Behnuth des Urtheils, welches ein anerkannter Kenner, Professor Reuleaux, in drei Worten über die deutsche Industrie, welche das Kunstgewerbe umschließt, fällt: „Billig und schlecht.“ Beruht diese scharfe Kritik auf Wahrheit, welch tiefen Blick läßt sie uns in die sozialen Zustände Deutschlands thun! Nun, wir wissen ja alle, wie es um diese steht, traurig genug, aber hier an dieser Stelle muß doch hervorgehoben werden, daß seit einigen Jahrzehnten die deutsche Kunstindustrie wieder neuen Aufschwung genommen hat. Der tiefste Verfall der Kunstindustrie liegt bei uns wie bei den anderen Völkern Europas glücklicherweise hinter uns. Am tiefsten war er in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, und daran waren nicht allein die sozialen Zustände schuld, sondern wesentlich die Umgestaltung der politischen Verhältnisse, der plötzliche Aufschwung der Großindustrie und die Umwälzung der Zeit- und Raumverhältnisse, welche die blüthigsten sich folgenden neuen Entdeckungen und Erfindungen hervorbrachten. Die Ursachen, welche die Kunstindustrie hauptsächlich in Verfall brachten, haben in anderer Hinsicht Großes geschaffen. Ein paar Worte über diese Ursachen und über den jetzigen Stand der Kunstindustrie mögen den Schluß dieses Briefes bilden.

Was die Kunstindustrie schafft, muß zweckmäßig sein, gleichzeitig aber den Gesetzen der Schönheit entsprechen; es muß das Nützliche durch die ihm angepasste Form und Verzierungen veredeln. Aber das lernt sich nicht in einem Tage, der Geschmack muß besonders bei uns Nordländern erlernt werden. Es gehört also dazu nicht nur Zeit, sondern auch der gute Wille zum Lernen. In früheren Jahrhunderten, als das Leben noch nicht so pfeilschnell gelebt wurde, als jetzt in dem Zeitalter des Dampfes und der Telegraphie, brauchten die Handwerker nicht ihre ganze Tageszeit zu opfern, um nur das Ruhbringende hervorzubringen, sondern sie hatten Ruhe, auch über die Veröhnung derselben nachzudenken. Deshalb bemerkten wir denn auch vom Mittelalter her bis in das vorige Jahrhundert ein allmähliches Wachsen der Kunstindustrie; in den Städten und selbst auf dem Lande finden wir Gewerbe, so z. B. die der Keramik (Thonarbeit), der Holzarbeiten, Steinarbeiten und Metallarbeiten, deren Produkte noch jetzt unser Erstaunen hervorrufen. Es bildeten sich in jedem Gewerbe gewisse Schönheitsregeln, der sogenannten ästhetische Stil, aus, welche den Werken der höheren Kunst entlehnt waren. Es thaten sich einzelne Handwerker durch ihre geschmackvollen Arbeiten besonders hervor, und diese wurden von den übrigen als Muster angenommen. Solange der einzelne noch nicht gedrängt wurde, so lange er noch als ein selbständiges Individuum im Gewerbe galt und nicht zur Maschine durch den Kapitalisten hinabgedrückt wurde, hatte er noch die Freiheit, nach eigenem Gutdünken seine Arbeiten zu verrichten. Das hörte aber alles fast mit einem Schlage auf, als die Zünfte mehr und mehr verknöcherten und alsbald durch die neuen Erfindungen der Dampfkraft und der Telegraphie die Kapitalisten Gelegenheit hatten, sich der Industrie ganz und gar zu bemächtigen. Nun lag die Kunstindustrie in den Händen einzelner, deren Arbeiter keinen freien Willen in der Fabrication mehr hatten und fortwährend zu schnellem Arbeiten angespornt wurden, damit der Kapitalist seinen Reichthum immer vermehre. Natürlich wurde jetzt weniger auf die ästhetische Seite der Fabricate gesehen. Um dem immer größer werdenden Bedarf an Gebrauchsgegenständen zu dienen, wurde rasch und nach einer gewissen Schablone gearbeitet. Das hatte den Verfall der Kunstindustrie zur Folge, und dieser lag klar zutage, als im Jahre 1851 in London die erste internationale Industrieausstellung stattfand. Sie erhielt eine unvergängliche Bedeutung dadurch, daß sie uns Europäern insgesammt den verwahrlosten Zustand des Geschmacks in Sachen der bildenden Künste und die Ueberlegenheit der Völker des Orients vor Augen führte. Sie gab aber auch den Anlaß zur Reform. In allen europäischen Ländern, vornehmlich in England und Deutschland, errichtete man kunstgewerbliche Museen, in welchen ältere und neuere Industriegegenstände ausgestellt wurden. Diese Museen bilden die Schulen, in welchen das

Volk seinen Geschmack bilden konnte und kann. Als im Jahre 1862 in London wiederum eine Industrieanstellung abgehalten wurde, war jedermann überrascht durch die außerordentlichen Fortschritte, welche besonders die Engländer gemacht hatten. Dieses Volk, welches sich freier Institutionen erfreute, trug die Palme davon über die Franzosen, deren Geschmack so berühmt ist, über die Italiener, die durch die Natur ihres Landes und die Schmuckmuster der früheren Kunstperiode so sehr in der Ausbildung ihres Geschmacks begünstigt werden, und über die Deutschen, die in dem Ruf stehen, ein Volk von Idealisten zu sein. Aber die letztgenannten drei Völker waren durch die Zerrüttung der politischen und sozialen Verhältnisse im Fortschritt der neuerstandenen Kunstindustrie zurückgehalten, und vielleicht die Deutschen mehr als alle andern, da sie, von Natur ein friedliches Volk, plötzlich in einen kriegerischen und militärischen Chauvinismus hineingetrieben sind. Wo aber die Vorbeeren der Waffen so überwiegend wachsen, da ist kein Platz für die Palmen des Friedens. Auf der Weltausstellung in Philadelphia hat sich das zum größten Leidwesen aller wirklichen Patrioten gezeigt. Wir Deutschen haben also mehr als andere Nationen Grund und Verpflichtung, wenn sich uns eine Gelegenheit bietet, wie die bevorstehende Weltausstellung, den Fortschritt der Industrie und Kunstindustrie bei anderen Völkern zu studieren, wenn wir nicht auf lange Zeit auf den unteren Stufen des Kunstgewerbes stehen bleiben wollen. Kade.

Das Serail. Kein Theil Konstantinopels zieht die Aufmerksamkeit der Fremden so sehr auf sich, als das Serail des Großsultans. Es liegt gegen Sonnenaufgang am östlichen Ende der Stadt auf einer Landspitze, wo der Hafen mit den Gewässern des Bosporus sich vereinigt, in Gestalt eines ungleichen Dreiecks und schließt die ganze Höhe eines Hügel, sowie die Ebene unter demselben, welche von der Aja Sofia (Sofientirche) bis an das Meer reicht, in sich. Auf der Landseite stößt es dicht an die eigentliche Stadt und wird durch eine dicke Mauer, welche auf der See Seite viereckig, auf der Stadtseite runde Thürme hat, umgrenzt. Sein Umfang beträgt 7,3 Kilometer, seine Einwohnerzahl nahe an 10,000; es kann daher an und für sich schon als eine Stadt angesehen werden. Rund herum geht eine von Steinen aufgeführte Brüstung. Die ohne Lafetten liegenden Kanonen sind so gerichtet, daß sie dem Wasser gleich schießen. Es wird indeß nur bei großen religiösen und politischen Festen, bei Hinrichtungen, die im Serail stattfinden, sowie wenn feindliche Schiffe in Sicht sind, aus ihnen Feuer gegeben.

Das Serail, 1478 von Mohamed II. gegründet, hat 3 große Thore, die es mit der Stadt verbinden, und 5 Porten, welche nach dem Bosporus führen. Den Haupteingang bildet die „Hohe Pforte“ (bahali, bab-i-humaium, Pascha-Kapussi), wo der Palast des Großveziers, Zeughaus, Münze und Wohnungen hoher Staatsbeamten sich befinden. Ein zweites Thor, Divan-Kapussi, führt durch einen mit Gärten, Kiosken u. s. w. versehenen Hof zum Divan (Ludwig-Saal); das dritte, Thor der Glückseligkeit (Sabet-Kapussi), zu verschiedenen Palästen, dem Harem, der 20 Meter hohen Marmorsäule Arcadius, und endlich zum Kiosk des Sultans nebst dem Thronsaal.

Die berühmte Residenz besteht in einer Menge von Gebäuden und Pavillons, welche seit Mohamed II. die verschiedenen Sultane errichten ließen. Sie sind ein buntes Gemisch des seltsamsten Geschmacks, bei welchem man jene edle Harmonie vermisst, die ein Kunstwerk bezeichnen. Die Gebäude sind auf der erhabensten Spitze aufgeführt und gehen theils auf die vielen Gärten nach dem Gestade, theils gegen die Gewässer beider an der Ecke dieses zauberhaften zusammenstoßenden Meeres. — In den Thürmen der äußeren Mauer halten beständig Amazongläns und Vostandshi Wache, damit niemand weber auf der See noch auf der Landseite zu sehr dem Serail sich näherte.

Wenn man von den sieben Thürmen längs der Gestade hin fährt, hat man während der ganzen Fahrt links das Serail und die Stadt, rechts die Aussicht auf eine unendliche Meerfläche. Jemehr man sich dem Serail nähert, desto stiller und öder wird die Gegend, kaum daß hin und wieder ein Schiffchen mit Vostandshi sich zeigt. Dann, am Anfang der Mauer erblickt man einen prächtigen Kiosk, der des Vostandshi-Baschi, der schönste im ganzen Serail. Er enthält 3 kostbar ausgeschmückte Säle, welche mit vergoldeten Kuppeln bedeckt sind. Gewöhnlich sind die Fenster durch hölzerne vergierte Gitterwerke verschlossen. Dieser Ort hat eine weite Aussicht auf den Bosporus, die Propontis und einen Theil der Stadt, und man kann von innen alles sehen, was außen vorgeht, ohne selbst gesehen zu werden. Manchmal belustigt sich hier der Sultan mit seinen Frauen.

Der schon erwähnte Divan ist ein Gebäude mit einem bleigedekten Thurm, auf der Spitze ist derselbe mit einer großen vergoldeten Kuppel gekrönt. Einmal wöchentlich und zwar Dinstags erteilt hier der Sultan im großen Saale Audienz.

Der zur Wohnung der kaiserlichen Sklavinnen bestimmte Theil des Serail, der Bajal Harem (große H.), ist von einer dichten Mauer umgeben, deren einzigen Eingang zwei eiserne und zwei erzene Thore bilden. Tag und Nacht halten hier Eunuchen Wache; nicht einmal ihr Oberhaupt, der Kizlev-Aja, darf ohne besonderen Befehl des Sultans hier eintreten. Eine weite Rotunde führt von einer Seite zu den Gemächern der Kadinen (die eigentlichen Geliebten des Sultans) und rückwärts zu denen der Aja und Unterhofmeisterin, etwas abge sondert liegen die Gebäude der übrigen Sklavinnen. Auf der anderen Seite

kommt man zum Pavillon des Großherrn mit dessen Schlafzimmer und Thronsaal. In letzterem steht auf einer Estrade das Bett mit atlasenen, gold- und perlengestickten Vorhängen, den übrigen Theil des Gemachs nimmt ein mit Goldstoff bedecktes Sopha ein. Der Thronsaal, in welchem der Sultan die meisten Feste feiert und nur Prinzessinnen und Kadinen empfängt, ist mit Gold ausgetäfelt, mit reichen Divans versehen und hat vier von Gold und Edelsteinen strahlende Throne. Hinter dem Pavillon selbst befindet sich ein Gebäude mit 13 Gemächern, welche die Garderobe des Sultans — der Schatz des Harems genannt — enthalten. Die Aussicht darüber führt die Unterhofmeisterin. Dicht daran stößt der mit Marmor gepflasterte und auf Porphyrsäulen ruhende Badesaal, wo der Sultan täglich zweimal sich von den Gedeklis (Kammermädchen) bei seinen Abwaschungen bedienen läßt. Von den Kadinen hat jede ihr besonderes Bad; für die übrigen Bewohnerinnen des Harems ist zum Baden ein allgemeines, Tag und Nacht offenes, geheiztes Gebäude eingerichtet.

Die Aussicht vom Serail ist wahrhaft entzückend. Wenn man nach Südost den Blick wendet, so sieht man den Meerbusen von Nijda, die Gestade von Asien und Skutari, die reizenden Gegenden des Bosporus, die Vorstädte Pera, Galata, Topchana und Fondukli stufenweise jenseits des Hafens an Bergen. Ein Gemälde unendlich anmuthiger Landschaften mit ungemein sanften Farbentönen. Auf der einen Seite hat man die unendliche Aussicht über die Propontis, auf der andern den schimmernden Hafen mit seinen tausend Mannigfaltigkeiten.

Auge und Sinne fühlen sich endlich ermüdet; wir glauben alles gesehen zu haben, so daß uns nichts mehr zu fesseln vermöchte. So denken wir, doch wir irren, denn noch viel bleibt uns zu schauen, zu bewundern übrig.

San Marino. (Bild Seite 388.) „Auf den Bergen wohnt die Freiheit!“ singt der Dichter; und, wenn er auch nicht für alle Fälle recht hat, so sprechen doch mannichfache naheliegende Gründe für die Annahme, daß sich Ueberreste freiheitlicher Institutionen etliche tausend Fuß über der Meeresfläche leichter erhalten konnten, als im flachen Lande. Hoch da droben gab es immer weniger zu holen und das Wenige auch noch um höheren Preis, daher haben es nicht selten die praktischen Feinde der Freiheit verschmäht, letztere bis in ihre unwegsamen Gebirgsschlupfwinkel zu verfolgen. Solch' ein Stücklein Freiheit, nach dessen Vernichtung es keinem Despoten besonders gelüftet haben mag, thront auf den drei Gipfeln des Monte Titano in Mittelitalien — es ist die Republik San Marino, perpetuae libertatis gloria clara — die da erglänzt im Ruhme ewiger Freiheit. Die ersten Geschichtsspuren der eine deutsche Quadratmeile großen Republik verlieren sich in die ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung: ein Missionar Marinus soll im dritten Jahrhundert die Stadt gegründet haben. Im zehnten Jahrhundert krönte den Berg ein Kastell, im elften nahmen dessen Bewohner an den Kämpfen zwischen Kaiser und Papst theil und im dreizehnten Jahrhundert schlossen die Republikaner ein Schutz- und Trutzbündniß mit den benachbarten Grafen von Montefeltre, den späteren Herzögen von Urbino, wodurch sie ihrer Unabhängigkeit eine für die damalige Zeit mächtige Stütze erwarben. Als die Herzöge von Urbino ausstarben, und im 17. Jahrhundert der Papst von dem heimgefallenen Lehn Besitz ergriff, erkannte er die Republik an, bestätigte den Schutzvertrag und sicherte ihr Zollfreiheit für die Ausfuhr ihrer Waaren nach seinen Staaten zu. Auch der gewaltige Korse, Napoleon I., vergriff sich an dem Felsenest nicht; desgleichen überdauerte die Unabhängigkeit seiner Bewohner alle politischen Wirren der neuesten Zeit. Die Verfassung des kleinen Freistaats hat wenig Veränderungen erfahren; nur ward 1847 der „große Rath“, welcher sich vordem aus den Angehörigen bestimmter Geschlechter zusammensetzte, in eine Repräsentativ-Kammer von 60 durch sämtliche Einwohner gewählten Mitgliedern verwandelt. Die Einwohnerzahl San Marinos beträgt gegen 8000, von denen etwa 6000 in der Hauptstadt auf den Berggipfeln wohnen. Die Stadt hat einen einzigen Zugang; ihre jäh bergan kletternden Straßen sind zu meist von ärmlichen Häusern umrahmt, von denen sich ein aus dem 14. Jahrhundert stammender Regierungspalast, ein Theater, ein Kollegium, zwei Volksschulen, zwei Klöster und fünf Kirchen abheben. Die Einwohner treiben Wein- und Ackerbau, sowie Viehzucht und einigen Handel; unter den industriellen Arbeiten sind nur Steinarbeiten und Schuhmacherei in erwähnenswerther Weise vertreten.

Das neue Altarbild. (Seite 389.) Die Väter des Dorfes sind versammelt! Eine wichtige Aufgabe harret ihrer! Sogar der geistliche Herr, der pontifex maximus Thorenhausens, wie unser Dörflein heißt, hat es nicht verschmäht, seine heilige Person in die ungeweihten Räume der Dorfschenke hineinzuversetzen. Die biedern Dörfster haben den kritischen Richterstuhl bestiegen: sie sollen über den Kunstwerth des neuen Altarbildes entscheiden, das zur Belebung und Erweckung des religiösen Gefühls auf Betreiben des geistlichen Herrn für die Kirche beschafft wurde. Im Vordergrund scheinen die bedeutendsten Kunstkenner des dörflichen Senats — man ersieht das schon aus ihren klaffenden Gesichtern — sich postirt zu haben, und es sieht aus, als wenn das Bild vor ihrem kritischen Auge Gnade fände. Recht so entzückt von dem Kunstwerthe des Bildes scheinen die um den Pfarrer sich gruppirenden Dorfpatrioten zu sein. Vor allem dem biedern Wirth des Dorfes, den wir unfehlbar in der mit dem Pfarrer im Gespräch be-

fürdlichen Person erkennen können, ist die ganze Geschichte höchst gleichgültig. Hochwürden hat sein heiliges Gesicht durch ein Lächeln verkärt, gewiß durch ein Lächeln der Befriedigung über das „treffliche“ Werk, das vielfältige Wunder verrichten, das Dorflein zu einem Wallfahrtsort à la Revelaar und Marpingen machen und ihm großen Ruhm, als einer Säule der Kirche und noch mehr Geld einbringen wird. Mit einem mehrstrophischen Gesichtsausdruck sieht sich der Schöpfer des großen Werkes die ganze Szene an. Gewiß hat ihm seine Kunstfertigkeit noch nie so großen Spaß gemacht. Frohen Herzens wird er die blanken Markstücke, die der Finanzminister des Dorfes auf den Tisch zählt, einstreichen und seine Spekulationen auf die frommen Herzen und gläubigen Seelen in anderer Gegend fortsetzen. N-r.

Ein neuer Kurirschwindel. Von ungefähr zehn Jahren tauchte in Italien ein gewisser Graf Mattei auf, welcher vorgab, sieben Mittel entdeckt, resp. die Zubereitung von sieben verschiedenen Arzneimitteln erfunden zu haben, welche, innerlich in kleinen (homöopathischen) Dosen gebraucht, gegen alle nur erdenklichen Krankheitsformen nützlich seien. Er nannte diese Mittel: Antisorholoso (Lymphdrüsenmittel), Antiangioitico (Blutgefäßmittel), Anticanceroso (Krebsheilmittel), Febrifugo (Fiebermittel), Pettorale (Lungenmittel) u. u. und fügte später noch fünf weitere, äußerlich anzuwendende Mittel hinzu, die die Wirkung der innerlich genommenen unterstützen sollten, welche er Elektrizitätsmittel nannte. Da der Graf Mattei behauptete, die verloren gegangene Kunst der alten Alchymisten in Bezug auf die besonders heilkräftige Zubereitung von Arzneimitteln wieder entdeckt zu haben, so fand er sehr bald Anklang mit denselben und wurde namentlich von dem sehr abergläubischen italienischen Landvolke überlaufen. Der Klerus, in seiner bekannten Neigung, den Aberglauben zu unterstützen und für seine Zwecke zu mißbrauchen, bemühte sich nach Kräften, den Ruhm des Grafen zu verbreiten, und als ein deutscher, durch seinen Gang zum Mystizismus bekannter homöopathischer Arzt ihn in Rom aufsuchte und von dem klugen Italiener eine Quantität dieser Mittel zur Prüfung erhielt, da fanden sie auch ihren Weg nach Deutschland und machten sich, wie wir uns zu überzeugen Gelegenheit hatten, auch in der homöopathischen Literatur breit. Ein deutscher homöopathischer Apotheker übernahm sogar ein Depot dieser Mittel, deren Zusammensetzung bis jetzt nicht vollständig bekannt ist und die daher als Geheimmittel zu betrachten sind. Wie alles Neue in der Medizin, so wurden sie auch von mehreren Ärzten begierig aufgegriffen, jedoch bald wieder verlassen, denn es stellte sich heraus, daß man nichts weiter, als einen plumpen Schwindel vor sich hatte, denn jene Reihe von Krankheitsformen, welche ohne jedes Zutun oder unter dem Gebrauch von Arzneimitteln in jedem Falle geheilt oder gebessert werden, gelangten durch die Mattei'schen Mittel allerdings zur Heilung, während sie sich gegen die übrigen Krankheitsprozesse, gegen welche Mattei seine Mittel ebenfalls als unschlagbar empfohlen hatte, wie z. B. Krebs, Staar, Brüche, Lungenwindsticht u. s. w., ohnmächtig erwiesen. Jener Apotheker gab deshalb infolge eines Protestes der deutschen homöopathischen Ärzte das Depot wieder auf, umso mehr aber, als der Graf Mattei, der seine Schwindelmittel anfänglich nur gegen mäßige Vergütung — aus purem christlichem Mitleid mit der leidenden Menschheit — nach Deutschland gesandt hatte, plötzlich die Krallen des gewöhnlichen Bauernfängers herausstreckte und für das Litter seines Gebräues achthundert Francs verlangte. Schon glaubte man die Geschichte vergessen, da tauchte sie vor wenigen Wochen von neuem auf und zwar nicht bloß in den Inseratenbeilagen der „Gartenlaube“ und einiger anderen Zeitungen, in denen sich der jetzige Depositär Mattei's, ein gewisser Apotheker, breit macht und ein Cylinderchen mit 200 Zuckerkörnchen für 1 Franc anbietet, sondern auch in dem redaktionellen Theile des bei Payne erscheinenden „Neuen Blattes“. Die Redaktion verwahrt sich zwar in einer Anmerkung gegen die Annahme, daß sie die in dem fraglichen Artikel niedergelegten Ansichten theile. Ob es aber nicht angezeigt gewesen wäre, jener offensbaren Kesselfarbe für eine Geheimmittelpresserei die Spalten der Zeitschrift überhaupt zu verschließen, — das lassen wir dahin gestellt sein. Wir glauben aber die Leser der „Neuen Welt“ vor diesem neuen Schwindel warnen zu müssen.

Dr. R.

Ärztlicher Briefkasten.

Chemnitz. Th. D. Der üble Geruch aus dem Munde rührt entweder von Stoffen her, die bei vernachlässigter Mund- und Zahnpflege im Munde faulen, oder auch von kurz vorher genossenen Speisen (Netzig, Zwiebeln u. s. w.), welche während ihres Aufenthalts im Magen denselben verursachen, oder er ist das Symptom einer oder mehrerer anderweiter Störungen, wie z. B. chronischer Mund- und Rachentarrhe,

Mund- und RachenGeschwüre, Stomatitis, Knochentafel der Zähne, chronischer Lungenleiden, Kehlkopfgeschwüre, Magentarrhe u. s. w. Wenn Sie daher Ihre Mundhöhle und Zähne genügend pflegen, so muß eine der letztgenannten Störungen dem Leiden bei Ihnen zugrunde liegen, und wenn Sie uns mittheilen, ob Ihre Verdauung in Ordnung ist, oder ob Sie an Brustbeschwerden, Husten u. c. leiden, würden wir vielleicht in der Lage sein, Ihnen einen Rath geben zu können. Bemerken wollen wir noch, daß das bloße Putzen der Zähne und Auspülen des Mundes mit Wasser nichts hilft, sondern Sie müssen die in jeder Apotheke käufliche medizinische Seife zum Reinigen verwenden und hinterher den Mund mit Salicylsäure- oder Thymolmundwasser ausspülen, denn durch letztere allein kann die Fäulnis in der Mundhöhle aufhaltlicher Speisereste beseitigt werden.

Hausen. R. L. Schon die Gebrauchsanweisung, welche der Verfasser der Dr. Sulzberger'schen Flußinfektur diesem Geheimmittel beilegt, sollte nach unserer Meinung jeden Menschen, der denken gelernt hat, von deren Gebrauch abhalten. Sie besteht aus einer Auflösung von 1 Theil Mos in 2 Th. Weingeist und kostet viermal mehr als das gleiche Quantum der in jeder Apotheke käuflichen, ganz dasselbe leistenden Moëinfektur. In nicht zu großen Dosen wirkt sie gelind abführend, und dies hat wohl dazu beigetragen, daß sie sich bei solchen Personen, die an Verstopfung des Stuhls leiden, zu fast täglichem Gebrauch eingebürgert hat. Solche Leute bedenken aber nicht, daß sie sich dadurch den Darm für die Dauer ruiniren. Wir warnen Sie deshalb vor dem Gebrauch dieses elsthaft bitter schmeckenden Zeugnis und rathen Ihnen, einen Arzt zu konsultiren, welcher den Fall genau mit Ihnen durchsprechen und Ihnen die besten Rathschläge geben kann.

Hamburg. J. H. Lassen Sie sich durch Ihre gegenwärtige Beschäftigungslosigkeit nicht zur Hypochondrie verleiten, sondern machen Sie sich fleißig Bewegung im Freien und suchen Sie sich zu zerstreuen, nicht dadurch, daß Sie Romane lesen, sondern daß Sie sich nachhaltig mit Gegenständen beschäftigen, die Sie anregen, selbst etwas zu produziren, damit Ihr Gedankenkreis von dem engebegrenzten Gebiete Ihres körperlichen Ichs abgelenkt wird. Sofern Sie durch Ihre Reise nach Queensland Beschäftigung finden, rathen wir dazu. Mit der von Ihnen genannten Infektionskrankheit haben Ihre Beschwerden nichts zu thun, denn einestheils pflegen die sekundären Erscheinungen nicht zwölf Jahre nach vollständiger Beseitigung der örtlichen Affektion, sondern schon nach wenigen Monaten einzutreten, andertheils würden die Job- und Schmierkuren entschieden dagegen genügt haben.

Die übrigen, bis zum 3. Mai eingegangenen Briefe sind direkt beantwortet worden. Wir bitten in jedem Falle, auch da, wo öffentliche Beantwortung gewünscht wird, um Angabe der Adresse. Dr. Rejan.

Redaktions-Korrespondenz.

Zürich. Stud. phil. S. K. Von allen höheren landwirtschaftlichen Lehranstalten in Deutschland dürfte Göttingen bei Göttingen immer noch die beste sein. Dagegen ist der theoretische mit dem praktischen Unterricht in zweckmäßigster Weise verbunden. — Rob. S. Besten Dank. Sie werden bald Gelegenheit haben, zu bemerken, daß wir solche Jahresschriften nicht dulden.

Kopenhagen. G. H. Ihre Arbeiten werden baldmöglichst geprüft. Photographische Ansichten von Kopenhagen und Göttingen zur eventuellen Reproduktion senden Sie gefälligst ein.

Leipzig. Ht. K. Frdl. Dank für die Uebersendung der Ver'schen „Deutschen Lyrik seit Goethe's Tode“: wollen sehen, ob wir das Büchlein zur Anschaffung empfehlen können. Bezüglich der Prämienbilder brauchen Sie keine Angst zu haben; denken Sie doch: 50000 gute „Delgemälde“, wie wir sie dem merkwürdigen Kunz in Mannheim zu Liebe „bestellt“ haben, repräsentiren, auch so billig gerechnet als möglich, ein Kapital von vielen Millionen Mark und erfordern, da wir mit ihrer Ausführung (cf. Korr. d. Nr. 29) vorsichtigerweise nur einen Künstler „beauftragt“ haben, einen Zeitaufwand von mehr als tausend Jahren.

Kied (Oberösterreich). J. L. Briefe an Dr. Douai gelangen in des Genannten Hände, wenn sie gerichtet sind nach New-York U. S., Broadway between 44th and 45th Str. Ihre zweite Frage beantworten wir nächsten. Die Expedition hat Ihre Wünsche erfüllt.

Geldap. M. S. Wir hatten Ihre Arbeit einer nochmaligen Durchsicht unterzogen, um uns zu überzeugen, ob wir mit dem Urtheil, „entchiedenes Talent“, nicht vielleicht mehr gesagt, als strengste Gewissenhaftigkeit verantworten könnte. Indessen können wir durchaus bei dem in Nr. 25 Gesagten beharren. Die Remission erfolgt am 7. d. M.

Gera. Gradus Cassena (191). Sie sind ein sonderbarer Herr, wie neben Ihrem schnurrigen Biondum auch die ganze Schachtel voller Gründe zu erkennen gibt, mit denen Sie motiviren wollen, warum Sie sich trotz unabhängiger Freimüthigkeit der deutschen Sozialdemokratie nicht angeschlossen haben. Wir werden Ihren Brief in einer der nächsten Nummern mit einigen kleinen Randbemerkungen unferleiert veröffentlicht; vielleicht kuriren Ihre Bedenken andre gute Leute von der „Krankheit des Sozialismus“.

Börsen. R. E. Ihr Roman ist angekommen. Hoffentlich kommen wir zur Prüfung desselben, ehe Sie selbst in Leipzig eintreffen.

Köln. E. S. B. Das von Ihnen eingesandte Gedicht ist hübsch. Sie haben jedoch das Pech, daß ein gewisser Heinrich Heine — ein Mensch, dem nichts heiliger war — ungefähr im Jahre 1821 wörtlich dieselben Verse gedichtet hat. Wenn der Mann nicht schon länger als 20 Jahre todt wäre, so müßten Sie ihn wegen eines literarischen Diebstahls belangen, der um so abscheulicher ist, weil er an Ihnen begangen worden sein muß zu einer Zeit, als Sie noch gegen solchen Frevel ganz wehrlos waren, — nämlich vor Ihrer Geburt.

(Schluß der Redaktion: Montag, den 6. Mai.)

Inhalt. Ein verlorenen Posten, Roman von R. Lavant (Fortf.). — Der Frühling einst und jetzt (Schluß). — Komödiantenfahrten zwischen Trapezunt und Fiume, von Dr. Max Trautl. — Die Sehnsucht nach Freiheit beim Thiere, von Dr. W. Gottweis. — Weltausstellungsbrieft. (II.) Das Serail. San Marino (mit Illustration). Das neue Altarbild (mit Illustration). Ein neuer Kurirschwindel. Ärztlicher Briefkasten. Redaktionskorrespondenz.